Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 53 (1875)

Artikel: Karl Rudolf Hagenbach

Autor: Stähelin-Stockmeyer, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006996

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1875.2

Karl Rudolf Hagenbach.

Von

Rudolf Stähelin-Stockmeyer.

53. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

1875.

Basel.
Buchdruckerei von Felix Schneider.
1875.

Inhaltsanzeige der frühern Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
II. 1822. (Burckhardt, Jac., Oberstthelfer, später Antistes) Der Auszug der Rauracher.
III. 1823. (Hanhart, Rudolf) Basel wird eidsgenössisch. 1501.
IV. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jacob. 1444.
V. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
VI. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler-Hochschule. 1460.
VII. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus v. Roterdam in Basel. 1516—1536.
VIII. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
IX. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
X. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
XI. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
XII. 1832. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
XIII. 1835. (Burckhardt, Abel) Landvogt Peter von Hagenbach.
XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Plater's.
XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
XVI. 1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser Kloster in Basel.
XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahre 1594.
XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
XIX. 1841. (Heußler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jacob.
XXII. 1844. Jubiläumsschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jacob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
XXIV. 1846. (Burckhardt, Jac., Professor) Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.

Karl Rudolf Hagenbach.

Von

Rudolf Stähelin-Stockmeyer.

53. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

1875.

Basel.
Buchdruckerei von Felix Schneider.
1875.

Ein Bild, nicht, wie gewöhnlich, aus einer frühern und fernen Zeit, sondern aus unsrer jüngsten Vergangenheit ist es, was dießmal das Neujahrsblatt der Vaterstadt und in erster Linie deren Jugend zum Neujahrsgruß darbietet, das Erinnerungsbild unsres im vergangenen Jahr verstorbenen Mitbürgers, Professor Karl Rudolf Hagenbach. Aeußerlich betrachtet, enthält ja freilich das Leben, welches wir zu erzählen haben, wenig von dem, was sonst einer Lebensgeschichte den Reiz des Außergewöhnlichen und Merkwürdigen zu verleihen pflegt; im Gegentheil, wir werden vor ein Gelehrtenleben hingestellt, welches sich von der Jugend bis ins Alter mit einer seltnen Stätigkeit und Gleichmäßigkeit fortbewegt, und dessen Schauplatz mit Ausnahme der wenigen Studienjahre von den Mauern der Vaterstadt umschlossen gewesen ist. Aber der Name dieses so ganz im einheimischen Kreise sich bewegenden und ihm angehörenden Mannes war ein weithin bekannter und geachteter; seine Schriften sind nicht bloß in Deutschland zu Hunderttausenden verbreitet, sie werden auch in holländischer, dänischer, englischer und ungarischer Sprache gelesen; er hat von diesem engen Heimathboden aus in die Ferne gewirkt, wie es Wenigen vergönnt ist. Und bei Allem dem ist Hagenbach mit der eignen Vaterstadt aufs Innigste verwachsen geblieben, hat als einer ihrer treuesten und eifrigsten Bürger an ihrem Wohl und Wehe Antheil genommen, hat nicht nur selbst thätig an ihrem Gedeihen mitgewirkt, sondern auch für jeden ihrer festlichen Tage, für jedes wichtigere Ereigniß ein deutendes, weihendes Wort, sei es der ernsten Predigt oder der sinnigen Dichtung in Bereitschaft gehabt. So spiegelt sich in diesem unmittelbar mit dem Anfang unsres Jahrhunderts beginnenden, bis auf die Gegenwart ruhig dahinfließenden Lebensstrome zugleich in seltner Klarheit und Farbenfülle die gesammte Geschichte der Vaterstadt ab, und es ist das Bild ihrer Vergangenheit und ihrer geistigen Entwicklung, das wir zugleich mit demjenigen von Hagenbachs Leben und Thätigkeit in diesen Erinnerungsblättern festhalten dürfen. Und dieses Doppelbild des Gelehrten und des Bürgers, des Lehrers und des Dichters tritt uns endlich entgegen auf dem Grund eines lautern, innig frommen Christensinnes. Hagenbach ist ja vor allem Andern Theologe gewesen, ein Diener nicht der Wissenschaft und des Staates, sondern der Kirche. Alles, was ihn bewegte, sei es von eignen oder fremden Erlebnissen, in die rechte Beziehung zu Gott zu bringen, Seinen Willen daraus zu vernehmen und seine verborgnen Wege sich zu deuten, das war ihm sein Leben lang das tiefste, nicht nur durch den äußern Beruf, sondern durch den innersten Trieb seines Gemüthes ihm auferlegte Bedürfniß, in welches namentlich seine

Gedichte uns überaus werthvolle und wohlthuende Blicke thun lassen. Der Mann der Wissenschaft, der Kirche und des Volkes, der Dichter, der Bürger und der Christ, alle diese verschiednen Seiten des menschlichen Wesens finden sich in Hagenbachs Persönlichkeit in einer Vereinigung zusammen, wie wir sie kaum sonstwo antreffen, und welche diesem äußerlich einfachen Lebensgange dennoch einen tiefen innern Gehalt, eine wohlthuende Abrundung und einen lebendigen, so zu sagen dramatischen Reichthum verleiht.

Und hierin wird zugleich die Rechtfertigung liegen für die Abweichung, welche sich dießmal das Neujahrsblatt von der bisherigen Sitte erlaubt hat. Indem es seinen Lesern eine Biographie Hagenbachs darbietet, wird es damit nicht bloß dem allgemeinen Bedürfniß entgegenkommen, von dem so rasch uns entrissenen Freund ein Bild zu besitzen, welches die Erinnerung an ihn festhält und die verschiedenen Seiten seines Wesens zu einer Gesammtanschauung vereinigt, sondern diese Erinnerung wird neben den andern Denkmalen, die sich Hagenbach durch seine Schriften im Gebiet der Wissenschaft gestiftet hat, für seine Vaterstadt zugleich das Denkmal sein einer Gesinnung, an der wir Alle uns aufrichten und stärken, und einer Lebensauffassung und Lebensführung, an der wir Alle uns erbauen können.

Ein Umstand schien noch ganz besonders zu dieser Wahl einzuladen. Unter Hagenbachs Papieren fand sich eine ausführliche, von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung, die insbesondere die Jugendzeit, Elternhaus, Schule und Studienjahre in großer Ausführlichkeit schildert, die jedoch zu persönlich und zu intim gehalten ist, als daß sie in dieser Form könnte veröffentlicht werden. Sie enthält aber daneben so Vieles, das auch einem allgemeinen Interesse entgegenkommt, so viel Aufschlüsse namentlich über seine früheste jugendliche Entwicklung, daß es ein Unrecht gewesen wäre, dieselbe seinen Mitbürgern und Freunden ganz vorzuenthalten. So ist denn, was sich daraus zu einer weitern Mittheilung eignete, in dieses Lebensbild verarbeitet und so viel als möglich mit Hagenbachs eignen Worten aufgenommen worden, wobei der nächste Zweck dieser Darstellung es mit sich brachte, daß das eigentlich Theologische mehr im Hintergrund gelassen werden mußte.

1. Die Kindheit.

In der Nähe der schönen alten Predigerkirche, auf dem Areal unseres jetzigen Spitals, befand sich zu Anfang unsres Jahrhunderts der sogenannte Doctorgarten. Aus dem frühern Klostergute der Dominicanermönche war ein botanischer Garten hergestellt und die freundliche Wohnung daneben, gleichfalls auf dem Boden des früheren Klosters stehend, dem jeweiligen Professor der Botanik und der Anatomie als Amtswohnung zugewiesen worden. Es ist der Boden, auf welchem Hagenbachs Kindheit sich bewegt, auf welchem er als Knabe gespielt

und als Jüngling die ersten entscheidenden Fragen über seinen Lebensberuf hat an sich kommen lassen. Karl Rudolf Hagenbach war den 4. März 1801 geboren und seinem Vater, einem schon damals hochgeschätzten Arzt, bald nach der Geburt dieses seines ersten Stammhalters die genannte Professur übertragen worden. Es war, als ob der spätere Lehrer der Kirchengeschichte schon seine erste Jugendzeit auf kirchengeschichtlichem Boden verleben sollte. Freilich haben damals noch die schönen und seltnen Pflanzen mehr Eindruck auf ihn gemacht als die alten Klostererinnerungen. Nur das Eine prägte sich davon seinem Gedächtnisse ein, wie im Jahre 1805 der Kirchhof, der auf der entgegengesetzten Seite an die Predigerkirche anstieß, beseitigt und die alten Frescomalereien des Todtentanzes, die den Schmuck der Kirchhofsmauer ausmachten, mit derselben zugleich abgetragen wurden.

Auch sonst machte sich ihm der Gegensatz einer alten und einer neuen Zeit, die beide damals miteinander um die Herrschaft kämpften, in den Eindrücken seiner Jugend auf mannigfache Weise bemerkbar. Vor Allem schon in der eignen Familie. Seine Mutter stammte aus dem jetzt unter uns ausgestorbnen Geschlechte der Freiburger und ihr Vater, seines Berufes ein Chirurgus, war seinem ganzen Wesen nach ein Mann des vergangnen Jahrhunderts. Er war Mitglied des Kleinen Rathes gewesen, hatte sich aber in Folge der Revolution von 1798, die seinem bürgerlich aristokratischen Sinne durchaus zuwider war, aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen. Lebhaft schwebte das Bild dieses Großvaters mit seiner gravitätischen Erscheinung, mit dem stattlichen Zopf und dem Dreimaster darüber auch noch der spätern Erinnerung des Enkels vor. Er hatte ein Landgut vor dem Spalenthor, und es war für den Knaben allemal ein Fest, wenn er mit den jüngern Geschwistern, die ihm nach und nach folgten, auf demselben sich einfinden, später etwa auch den Großvater im Violinspielen begleiten und dadurch sich die Erlaubnlß, bei ihm zu Nacht zu speisen, von ihm ergeigen durfte. Umgekehrt gehörte dagegen der eigne Vater mit seiner ganzen Seele der neuen Zeit an. Ein Mann von lebhaftem und energischem Geiste, war er ein eifriger Freund jener sogenannten Aufklärung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus sich verbreitete und überall, im öffentlichen Leben, im Schulwesen, in der Religion das Natürliche und der Vernunft Zusagende an die Stelle des Hergebrachten zu setzen bestrebt war. Nur war bei ihm der Grund, aus welchem dieses Bestreben hervorging, nicht die bloße leichtfertige Lust am Verneinen, sondern sein allem Scheinwesen abgeneigter, wahrheitsliebender Charakter. Alles, bis auf die Kleidung seiner Kinder, mußte einfach und natürlich sein. Als größte Sünde galt ihm die Lüge, und sein Wahlspruch war, mehr zu sein, als zu scheinen. Wie er als Arzt vor Allem in der Diagnose ein Meister war, so wußte er auch an seiner Zeit überall das Kranke und Schadhafte herauszufühlen, und unter seinen geistigen Eigenschaften waren Schärfe des Urtheils und beißender Witz die hervorstechendsten, wobei dann freilich mit dem Schlechten, oft auch das Gute getroffen wurde. In seiner Wissenschaft hat er sich durch ein größeres lateinisch geschrie-

benes Werk, das Tentamen florae Basiliensis, einen Namen gemacht. Doch hatte er außer diesem Sinn für die Natur auch für die Kunst ein überaus feines Verständniß; er besaß eine Sammlung von vorzüglichen Gemälden, liebte die Musik, und auch die Gabe der Dichtung, namentlich der satirischen, war ihm in nicht unbedeutendem Maße verliehen.

Diesem Doppelcharakter des elterlichen Hauses entsprach nun auch die Erziehung, welche den Kindern zu Theil wurde und auf welche beide Eltern große Sorgfalt verwandten. Während die Mutter mehr auf das Gemüthsleben einwirkte und die Kinder zum pünktlichen Gehorsam, zur Ordnungsliebe und vor allen Dingen zum Gebet anhielt, war der Vater vorwiegend auf eine möglichst rasche und allseitige Ausbildung des Verstandes bedacht. Und zwar griff er dabei mit Vorliebe, zum Theil wohl auch allzu hastig, nach dem, was dem bisher Bestehenden und Geltenden als neue Weise des Unterrichts und der Erziehung entgegentrat. Die Anfangsgründe des Lernens freilich wurden dem Knaben noch ganz im alten Style beigebracht. Kaum sechs Jahre alt, wurde er zu einem Magister Riedmann in die Schule gethan, einem Manne, der außer seinem Verdienst um die Jugenderziehung auch noch ein weiteres um die Einführung einer Art von Kadettenwesens in unserer Vaterstadt in Anspruch nimmt. Das Latein, welches schon hier gelehrt wurde, pflegte nach herkömmlicher Weise mit Hilfe des Stockes eingeprägt zu werden, „durch Töplein auf die Finger und Knöpflein auf die gespannten Hosen", wie es in der Biographie heißt. Daß aber bei aller Strenge doch auch das Gemüth nicht ohne Anregung gelassen wurde, zeigt folgender Vorfall, welcher zugleich für die Weichheit und Gutmüthigkeit des Knaben selbst charakteristisch ist. Als er eines Morgens wie gewöhnlich zur Schule kam, begrüßten ihn die Kameraden jubelnd mit der Botschaft, heute sei keine Schule, da der Lehrer gestorben sei. Es betraf einen Lehrer, den der Knabe, weil er einer andern Klasse angehörte, noch gar nicht gekannt hatte; dennoch schnitt ihm diese Freudenbezeugung über den Tod eines Lehrers so ins Herz, daß er in bittere Thränen ausbrechen mußte.

Allein der Aufenthalt in dieser Schule dauerte nicht lange. Ein neumodisches Erziehungsinstitut that sich in Basel auf, und Hagenbachs Vater war bald entschlossen, seinen Karl zugleich mit einem jüngern Bruder in diesem statt in der öffentlichen Schule unterrichten zu lassen. Eben damals war nämlich die Aufmerksamkeit aller derer, denen eine Verbesserung und Umgestaltung des in der That sehr im Argen liegenden Schulwesens am Herzen lag, auf einen Mann hingelenkt, auf welchen unser Vaterland als auf einen seiner besten Söhne stolz sein darf, auf den edeln Kinderfreund Johann Heinrich Pestalozzi. Dieser Mann hatte theils in seinen Schriften, theils in seiner eignen aufopferungsvollen Thätigkeit als Schullehrer und Gründer von Erziehungsanstalten eine neue Methode des Unterrichts ins Leben gerufen, welche denselben an die Eigenthümlichkeit und die innere Entwicklung des jugendlichen Geistes knüpfte und ihn statt blos auf das Gedächtniß, vor allen Dingen auf das lebendige Interesse der Kinder gründete. Aus den

fernsten Gegenden kamen junge Männer, um in seinen Anstalten die neue Erziehungskunst kennen zu lernen und dieselbe dann später auch in der eignen Heimath auszuüben. Ein solcher Anhänger Pestalozzi's, Namens Hopf, kam nun im Jahre 1808 auch nach Basel. Er wußte bald das Vertrauen von Hagenbachs Vater zu gewinnen, und der Knabe wurde ihm, zunächst blos mit ungefähr einem Dutzend Andrer, in die Schule gegeben, die es übrigens bald auf eine bedeutend größere Zahl von Schülern, eine Zeit lang über hundert, brachte. Es war nach Hagenbachs eigener Aussage wirklich eine Art von Schulhimmel, in welchen sich der Knabe hier aufgenommen sah. Vieles von dem, was jetzt für die Kinder als etwas Selbstverständliches zum Schulunterricht gehört, trat ihm da als etwas Neues und Unbekanntes entgegen; seine Phantasie, die schon damals außerordentlich lebhaft war, wurde angeregt und das Lernen aus einer bittern Nothwendigkeit für ihn in Spiel und Freude umgewandelt. Insbesondere der deutsche Unterricht ist ihm als anregender in Erinnerung geblieben. Der Lehrer, welcher denselben ertheilte, war der später berühmt gewordne Johann Andreas Schmeller, damals noch ein junger Mann voll Begeisterung für die Ideen Pestalozzi's und voll Eifer sie zu verbreiten. Er hatte sogar in Madrid, wohin er als Soldat verschlagen worden war, eine Pestalozzische Schule zu gründen versucht, wandte sich aber später dem Studium der deutschen Sprache zu, und wußte sich sowohl als Schriftsteller wie als Professor an der Universität zu München den Ruhm eines der bedeutendsten Erforschers derselben zu erwerben. Lebhaft interessirten den Knaben die sogenannten Denkübungen, die dieser Lehrer gleich von der ersten Stunde an mit seinen Schülern anstellte; abwechselnd wurde ein Tintenfaß, ein Buch, ein Lineal in die Höhe gehoben, und die Knaben hatten dann die Gegenstände zu beschreiben, die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten ausfindig zu machen und die unterscheidenden Merkmale zu nennen. Und noch lieber wurden ihm später die Declamationsübungen, welche Schmeller zu halten pflegte, und für welche gerade Hagenbach frühzeitig ein ganz ungewöhnliches Talent zeigte. Freilich ließ es der Lehrer dabei gar sehr an dem nöthigen Maß und Tact fehlen, und über dem Angenehmen und Anregenden wurde das eigentliche, ernste Lernen, die Erwerbung bleibender Kenntnisse allzusehr vernachlässigt. Die Schüler des Hopf'schen Instituts hatten wohl einen kurzweiligern Unterricht als ihre Altersgenossen, blieben aber in den Sprachen, der Geschichte, der Mathematik hinter denselben sehr im Rückstand, und bei aller seiner Leichtigkeit im Lernen hat es doch Hagenbach später Mühe gekostet, das damals Versäumte nachzuholen. Sogar in den obern Klassen wurde die ernste Arbeit durch solche spielende Beschäftigung auf unverantwortliche Weise verdrängt. Schulstunden wurden zur Aufführung von Theaterstücken benützt. Der Lehrer klebte zuweilen selbst den Schülern die Coulissen dazu aus ihren Unterrichtsheften zusammen und verwandelte dieselben durch einige grobe Pinselstriche in die Scenerie bald einer Robinsonade oder eines rührenden Familienstückes. Einen Vortheil wenigstens hatte jene Unterrichtsweise, durch das viele Declamiren gewann Hagenbach frühzeitig eine Freiheit und Sicherheit im öffent-

lichen Auftreten, wie sie ihm bei seiner sonstigen Schüchternheit im persönlichen Verkehr ohne solche Vorübungen kaum zu Theil geworden wäre. Er war darum allezeit ein Freund und Vertheidiger der öffentlichen Schulacte und Schulreden, weil er in ihnen ein wesentliches Mittel erblickte, die später so nothwendige Kunst des Vortrages und die Unbefangenheit gegenüber größern Versammlungen schon in der Jugend auszubilden.

Die Einseitigkeit des Unterrichts, den Hagenbach in jenem Institut empfing, wurde für ihn um so gefährlicher, als die dadurch geweckten theatralischen Neigungen eben damals auch von einer andern Seite her in ihm genährt wurden. Es geschah dies durch den Musikunterricht, der ihm durch einen gewissen Tollmann ertheilt wurde. Er und noch mehr sein Bruder haben sich um die Ausbildung unseres Musikwesens ihre Verdienste erworben. Auch in diesem Unterrichte waltete der gleiche Geist der Aufklärung vor, unter dessen Herrschaft wir die jugendliche Entwicklung Hagenbachs auch sonst gestellt sehen. Es wurde Werth darauf gelegt, daß der Knabe die Structur seiner Geige aufs Genaueste kennen lernte und für jeden einzelnen Bestandtheil derselben den kunstmäßigen Namen sich einprägte, vor allen Dingen, daß er niemals von seinem Instrumente nach Art der „Schnurranten" den Namen Geige brauchte, sondern immer nur ehrerbietig von der „Violine" redete. Und dem entsprechend war denn auch der musikalische Geschmack, welchen der Lehrer seinem Schüler einzuimpfen sich Mühe gab. Bach, Händel, Gluck galten als veraltet; neben Mozart fanden als die Meister der Tonkunst unterschiedslos auch ganz unbedeutende und längst vergessene Namen ihre Stelle. Beim Unterricht selbst wurde die halbe Zeit damit zugebracht, daß dem phantasiereichen und für solche Dinge nur zu empfänglichen Knaben die Herrlichkeiten des Mannheimer Theaters vor die Augen gemalt und allerlei Schauspielergeschichten erzählt wurden. Hatte schon die Schule der Lust, öffentlich etwas vorzustellen, Vorschub geleistet, so wurde dieselbe nun, zumal als er selbst im Orchester mitspielen durfte, zu einer förmlichen Leidenschaft gesteigert und kleidete sich sogar eine Zeit lang in den abenteuerlichen aber ernstlich gehegten Vorsatz, dereinst als Schauspieler auf der Bühne aufzutreten. In den Träumen seiner Phantasie war er bereits ein solcher geworden; jedes Zimmer gestaltete sich ihm zu einer Bühne, jeder Besuch, der bei seinem Vater eintrat, zu einem Schauspieler, in dessen Rolle er sich hineindachte und hineinlebte; er war noch keine zwölf Jahre alt, als er schon ganze Dramen gedichtet hatte.

Man kann im Interesse einer strengen Schulbildung nicht bloß, sondern auch Charakterbildung diese Entwicklung eine Verirrung nennen, und Hagenbach selbst hat keineswegs mit Befriedigung auf dieselbe zurückgeblickt. Dennoch hatte er ihr wieder Manches zu verdanken. Seine poetische Anlage fand durch solche Beschäftigungen Nahrung und Ausbildung, wie denn auch durch sie unstreitig der Grund in ihm gelegt wurde zu jener Leichtigkeit der schriftstellerischen Darstellung und Gestaltung, durch welche er sich später in so hohem Grade auszeichnete. Und was noch wichtiger ist: durch diese Versenkung seines Geistes in eine poetische Welt, durch diese von Jahr

zu Jahr sich verstärkende Lust am eignen innern Schaffen und Dichten hat sein Gemüthsleben von früh an einen idealen Zug erhalten und ist vor mancher andern Leidenschaft und vor mancher Befleckung bewahrt geblieben, der es sonst vielleicht verfallen wäre.

Einige Züge, die uns Hagenbach selbst aus dieser Periode seiner Jugendzeit mitgetheilt hat, sind am Besten geeignet, uns dieß zu veranschaulichen. Auch er war bei aller seiner Freude an einem sinnigen Stillleben ein munterer, lebhafter Knabe und allem dem, was sonst die Knaben erfreut, von Herzen zugethan; nicht nur die gemeinsamen Spiele, auch die Messe, die öffentlichen Aufzüge, die Fastnacht waren ihm überaus willkommene Erscheinungen. Aber sie waren ihm lieb, nicht wie leider so vielen andern Knaben, weil sie ihm zu muthwilligen Streichen und zu einem ausgelassenen Wesen die Veranlassung gegeben hatten, sondern weil er in ihnen eine neue Anregung für seine dichterische Phantasie fand, weil sie ihm neue Gestalten darboten, in die er sich hineindenken und aus denen er sich seine Welt erbauen konnte. Er mischte sich nicht gerne unter die lärmenden Schaaren, aber aus der Ferne beschaute er sie mit künstlerischem Genuß, wie er denn auch noch in seinen späten Jahren sich kindlich freuen konnte, wenn etwa ein Bild der Messe oder der Umzug einer Zunftgenossenschaft in seiner Seele die Eindrücke der Jugend wieder auffrischte. Hat doch auch unter seinen Gedichten ein munteres „Trommellied" seine Stelle gefunden, in welchem die altbaslerische Kunst des Trommelschlagens und die hergebrachte Jugendsitte, dieselbe jeweilen am Ende des Winters gemeinschaftlich auszuüben, ihre sinnige Deutung findet. Und in diesem Sinne konnte denn auch der Knabe an der jährlich wiederkehrenden Fastnacht nicht nur sich freuen, sondern auch selber Theil nehmen. Das rohe und wüste Treiben war ihm auch da gründlich zuwider; aber es war ihm eine Freude, wenn er etwa in einen „Altfrank" verkleidet sich sehen lassen durfte und in seinen Gedanken wie mit seinen Gebärden sich in die Gestalt irgend eines Bekannten versetzen konnte. Mit Vergnügen erinnerte er sich noch eines Zuges, den sein Musiklehrer Tollmann veranstaltete, und an dem auch er als Knabe sich betheiligte. Derselbe bestand aus lauter altmodisch frisirten und costümirten Musikanten, die kleinsten voran und die größern wie Orgelpfeifen in aufsteigender Linie ihnen nach; vor einzelnen Häusern wurde Halt gemacht und die bekannte Kindersymphonie von Joseph Haydn aufgeführt, wobei wieder die Kleinen das Quartett, die Erwachsenen die Kinderinstrumente übernahmen. Ein andres Jahr mußte ihm die Mutter Marionetten verfertigen — gekaufte gab es damals noch nicht, man begnügte sich mit selbstgemachten; von einem Vetter, dem spätern Professor der Medicin Mieg, ließ er sich einen Kasten dazu zimmern, und als die Fastnacht gekommen war, stellte er denselben zusammen mit einem Freunde an einer Straßenecke auf, blies sich mit einer Trompete sein Publikum zusammen, und gab demselben, nachdem er seine Erwartungen durch eine marktschreierische Rede noch recht hoch gespannt hatte, schließlich aus seinem Kasten heraus das Puppenspiel von Doctor Faust, natürlich nach eigener Composition, zum Besten. Die gelungne Darstellung hatte nach und nach

eine Menge von Zuschauern, verkleideten und unverkleideten, herbeigezogen; um der Sache die Krone aufzusetzen, wurde nach beendigter Vorstellung eine Büchse herumgereicht, und die reichlichen Spenden, welche hineinfielen, zeigten, wie allgemein man mit dem Spiele zufrieden war. Die Spieler konnten aus dem gesammelten Gelde zwei messingene Trommeln und sonstige militärische Geräthschaften kaufen, welche sie dem Waisenhaus zum Geschenk machten, und welche von da an die Insassen desselben regelmäßig bei ihren Auszügen begleitet haben.

Ebenso munter und lieblich, wie rein und gehaltvoll ist das Jugendleben, in welches solche Züge uns hineinblicken lassen. Ohne Beschämung, ja mit behaglichem Wohlgefallen darf auch der gereifte Mann, der ernste Gottesgelehrte von solchen Aeußerungen seiner jugendlichen Laune erzählen. Sein Gewissen konnte ihm das Zeugniß geben, daß er auch hier sich seine sittliche Würde und sein reines frommes Gemüth zu bewahren wußte, daß er auch derartige Vergnügungen mit jenem unbefangnen, kindlichen Sinn mitmachte, „der nur ein heiteres Spiel auf reinem Grunde verlangt, und nicht das Spiel zum Vorwande braucht, um im Trüben zu fischen.“ Und so konnte er denn auch, seinem eignen Zeugnisse nach, alle diese Jugendjahre hindurch mit kindlichem Herzen sich vor Gott stellen und sich die Gebetsgemeinschaft mit ihm, wie sie ihm seine Mutter zum Herzensbedürfnisse gemacht hatte, ungestört erhalten, ja gerade auch für solche Freuden, wie die oben geschilderten, seinem Gott aufrichtig danken. Und ist nicht dieß die sicherste Probe, an welcher Erlaubtes und Unerlaubtes sich scheidet, ob wir, groß oder klein, für ein genossenes Vergnügen Gott von Herzen danken können, oder ob eine innere Stimme uns ein solches Dankgebet verbietet? In einem seiner spätern Gedichte hat Hagenbach in Anlehnung an einen alten Spruch die geistige Arbeit der Menschen je nach ihrem verschiednen Wesen und Erfolg mit derjenigen der Ameisen, der Spinnen und der Bienen verglichen. Die Einen häufen mit emsigem Fleiß äußerlich die Stoffe zusammen, ohne daß doch ein lebendiges Ganzes daraus würde oder aus ihrer Arbeit etwas wahrhaft Nützliches hervorginge. Andre spinnen sich aus ihrem eignen Innern ihr Gedankensystem heraus, das wohl vielleicht schön aussieht, aber den Bedürfnissen oder gar den Stürmen des Lebens gegenüber nicht Stand zu halten vermag. Er seinerseits möchte der Biene gleichen, die in dem Guten überall das Beste sich erliest, und das Eingeheimste in schmackhaften Honig zu verwandeln weiß. Wir werden in der Folge sehen, wie für seine wissenschaftliche Thätigkeit in der That dieses Bild der zutreffende Ausdruck ist. Aber diese Arbeit des Mannes ist doch nur die höhere Fortsetzung dessen gewesen, was schon in den Spielen des Knaben deutlich genug sich bemerklich macht: aus Vergnügungen, an denen Andere in stummer Neugierde und Zerstreungssucht herumflattern, oder aus denen sie gar Gift für ihr inneres Leben einsaugen, weiß er den Honig, den schmackhaften Gehalt herauszufinden, weiß sie durch Witz und Phantasie und vor Allem durch ein reines Gemüth in geistige Genüsse umzuwandeln. Wir besitzen noch ausführliche Schulzeugnisse aus jener Zeit, in denen namentlich seine Einbildungskraft, seine glück-

lichen Einfälle, seine Gabe im Vortrag und seine Leichtigkeit im Versemachen gerühmt werden. Getadelt wird er wegen Flüchtigkeit und Vergeßlichkeit, auch wegen seines Spottgeistes, welcher der Eindämmung bedürfe. Dieß hindert jedoch nicht, daß ihm eine seltne Herzensgüte zugeschrieben und von ihm schon 1811 das auch für sein späteres Leben so bezeichnende Wort gesagt wird: „wissentlich beleidigen kann er nicht."

Das Hopf'sche Institut, das ihm dieses Zeugniß ausgestellt hat, ging im Jahre 1813 zu Ende. Aber der Wechsel des Unterrichts, der in Folge dessen stattfand, war für Hagenbachs geistige Entwicklung nichts weniger als vortheilhaft, ja gerade jetzt sollte derselbe seine bildende Kraft vollends einbüßen, und die Jahre, in welchen sonst der feste Grund für alle spätere sprachliche und geschichtliche Bildung gelegt zu werden pflegt, gingen dadurch für ihn in dieser Beziehung fast ganz verloren. Wieder wurde er statt auf das Gymnasium in eine Privatschule gethan, welche ein früherer Lehrer der Hopf'schen Schule, Link mit Namen, eröffnet hatte, ein gewesener Leineweber, der aber in der Mathematik und im Französischen einigermaßen Bescheid wußte, in den übrigen Wissenschaften freilich um so weniger. Das Bild, das uns Hagenbach von dem Treiben in dieser Schule entwirft, ist ein überaus klägliches. Sie hatte zwei Klassen, die beide von dem einen Lehrer beaufsichtigt wurden; in der obern gab er früh von 7—8 Stunde, die übrige Zeit dagegen brachte er eine Treppe tiefer bei den Kleinen zu, und gab dafür den Andern ein Lehrbuch in die Hand, aus welchem sie einander dictiren mußten, ohne daß der Lehrer sich später darum bekümmert hätte, wieviel sie von dem Dictirten verstanden und sich aneigneten. Nur etwa, wenn der Muthwille gar zu laut wurde, kam er auf einen Augenblick zu ihnen herauf, um durch ein disciplinarisches Mittel, das durch seinen Wahlspruch: „Halb Ohr, halb Hoor" deutlich genug bezeichnet ist, die äußere Ruhe herzustellen. Wir wundern uns nicht über Hagenbachs Geständniß, daß Fächer wie die Geschichte und die Geographie ihm bis zu seiner Universitätszeit beinahe unbekannte Gebiete gewesen seien. Darstellungen, wie wir deren heutzutage so viele und so treffliche besitzen, aus denen der Knabe selbst sich die nöthige Belehrung hätte holen können, gab es ja damals noch keine. Und da auch durch den spätern Studiengang das damals Vernachläßigte nur sehr unvollkommen nachgeholt wurde, so konnte es geschehen, daß Hagenbach nach seinem eignen Zeugniß mit der Geschichte des Mittelalters noch so gut wie unbekannt war, als er die Kirchengeschichte desselben dociren sollte. Freilich gehörte auch sein Geist dazu, um ein solches Wagniß zu gestatten. Einzig in den alten Sprachen wurde der mangelhafte Schulunterricht durch Privatstunden ergänzt, die ihm sein späterer Freund, der nachmalige, gelehrte Spitalpfarrer Heß ertheilte, und die allen sonstigen Lücken zum Trotz dem reichbegabten Knaben schließlich doch noch frühzeitig genug den Zugang zum akademischen Studium eröffneten.

2. Die Studienzeit in Basel.

Zu der Zeit, in welcher dieser Uebergang Hagenbachs von der Schule zur Universität stattfand, also im Jahre 1815, wußte man nämlich von einem Pädagogium oder einem höhern Gymnasium in Basel noch nichts. Statt desselben wurde der abgehende Schüler unmittelbar in die philosophische Facultät aufgenommen, oder wie man sich ausdrückte, als studiosus philosophiae ad lectiones publicas promovirt. Die „öffentlichen Vorlesungen," die dabei gemeint sind, bestanden hauptsächlich in der Erklärung einiger lateinischer und griechischer Schriftsteller. Hatte der Schüler denselben zwei Jahre lang beigewohnt, so wurde er nach vollbrachter Prüfung und in einem feierlichen Acte zum „Laureatus" gemacht, und nun von seinem Professor mit „der Herr" angeredet, während er auf der früheren Stufe mit dem einfachen „Er" hatte Vorlieb nehmen müssen. Die Fächer des nun beginnenden Unterrichts, der wieder 2 Jahre dauerte, waren außer den Sprachen noch Naturrecht, Geschichte, Physik und Logik. Die Lectionen wurden jeweilen Nachmittags von 1—4 Uhr ertheilt, wenn nicht, was damals beinahe die Hälfte des Jahres hindurch der Fall war, gerade Ferien waren. Den Beschluß dieser Vorbereitungsstudien machte wieder ein feierlicher Act, welcher in dem sogenannten Doctorsaal, dem heutigen Betsaal des Münsters abgehalten wurde, und in welchem die abtretenden Laureaten, in rothe Mäntel gehüllt, einer gewöhnlich sehr zahlreichen Zuhörerschaft durch öffentliche Reden von ihren erworbnen Kenntnissen die Probe abzulegen hatten. Von da an waren sie Magister und konnten sich den Fachstudien zuwenden.

Dieß ist in Kürze der Studiengang, auf welchem wir Hagenbach nun während der folgenden Jahre zu begleiten haben. Denn daß nach dieser Richtung hin, sein künftiger Lebensgang ihm vorgezeichnet sei, das konnte bei der eigenthümlichen Begabung und Geistesart des Knaben ja nicht lange zweifelhaft bleiben. Beides wies ihn gleichmäßig darauf hin, sowohl was ihn auszeichnete, wie dasjenige, was ihm fehlte, sein poetischer Sinn, seine Leichtigkeit im Auffassen und im Wiedergeben eines geistigen Stoffes, wie auch seine Schüchternheit und Unbeholfenheit gegenüber den Vorkommnissen des praktischen Lebens und sein „Ungeschick", wie er sich einmal ausdrückt, „in den Künsten des Mercurius." Freilich war es auch hier auf der „hohen" Schule wie früher auf der niedern in wissenschaftlicher Beziehung damals gerade recht dürftig bestellt. Die langen Kriege und die ihnen folgenden Zeiten der äußern Unruhe und der Theurung hatten eine Erschlaffung des geistigen Lebens herbeigeführt, aus welcher die Universität erst einige Jahre später sollte aufgeweckt werden. An Gelehrsamkeit fehlte es ihr nicht, aber es war eine abgelebte, gleichsam versteinerte; von dem frischen Trieb, der seit etwa einem Vierteljahrhundert die deutsche Wissen-

schaft zu erneuern begann, wurde in Basel noch kaum ein Anfang verspürt. Ein Beispiel, welches Hagenbach aus seiner eignen Erfahrung mittheilt, mag genügen, um die Art des damaligen Lehrens und den Geist der Lehrer zu charakterisiren. Die deutsche Sprachstunde, Rethorik genannt, und von dem damaligen Spitalpfarrer König ertheilt, bestand darin, daß einige Schriften von Cicero gelesen und theilweise in ein recht derbes Baseldeutsch übersetzt wurden und dazwischen die Schüler, um sich im Schnellsprechen zu üben, Sätze zu wiederholen bekamen, wie den folgenden: „Es schlich ein Schneck ins Schiff und schnitt ein spitz Stück Spickspeck vom Spieß ab; ist das nicht ein Schick, daß ein Schneck ins Schiff steigt und ein spitz Stück Spickspeck vom Spieß schneidet."

Auch hier waren also die Verhältnisse nicht dazu angethan, die Lücken der frühern Schulbildung auszufüllen. Um so mehr muß es hervorgehoben werden, wie trotzdem Hagenbach später auch die alten Sprachen, namentlich das Lateinische, mit einer Leichtigkeit und stylistischen Gewandtheit zu handhaben gewußt hat, um welche ihn manche Philologen vom Fach heutzutage beneiden würden. Seine natürliche Begabung und sein beharrlicher Fleiß siegten schließlich auch hier über die Hindernisse, welche der Vater durch sein vorschnelles Greifen nach dem Neuen, die Schule durch ihr zähes Festhalten am Alten seiner geistigen Entwicklung in den Weg gelegt hatten. In jenen Studienjahren selbst freilich dachte er noch wenig daran, das von dieser Seite her Versäumte durch Privatfleiß sich zu ersetzen. Dazu fehlte ihm damals noch ebensowohl die Neigung wie die rechte Anleitung. Erst als sein philosophischer Cursus zu Ende war, trat ihm die Philologie von ihrer höhern, gewinnenden Seite entgegen. Ein junger deutscher Gelehrter, dessen Wirksamkeit ja bis heute noch in seltner Frische unter uns fortdauert, Professor Franz Dorotheus Gerlach, wurde nach Basel berufen und mit ihm kam nach Hagenbachs Zeugniß in das Studium des Alterthums ein neues Leben. „Strenge gegen allen Unverstand und alles Halbwissen, aber freundlich und mild entgegenkommend, wo er auf Theilnahme und sinniges Urtheil traf, wußte er sich die Herzen der strebsamen Jugend bald zu gewinnen." Die Stunden, in denen er mit ihm und einigen Andern Platons Phädon las und durch die Erklärung dieses herrlichen Buches die griechische Gedankenwelt ihnen aufschloß, standen ihm zeitlebens in der dankbarsten Erinnerung; er nennt sie in seiner Biographie „die ersten Dämmerstunden eines tiefern Verständnisses."

Aber bereits hatte Hagenbach, als dieses lebendigere Interesse an der Philologie in ihm geweckt wurde, die philosophische Facultät verlassen. Zu der Zeit, wo das Alterthum ihn am Meisten hätte in Anspruch nehmen sollen, war dessen Studium durch seine Vorliebe für die Poesie und die deutsche Literatur beinahe ganz verdrängt. Die freie wissenschaftliche Thätigkeit der Basler Studirenden concentrirte sich damals in der sogenannten „Gebildeten Gesellschaft," einem Kreis von ältern und jüngern Leuten, in welchem unter der Leitung des auch sonst bekannten Pfarrers Nicolaus Vonbrunn Classiker wie Horaz in ein möglichst gutes Deutsch übersetzt, aber auch eigne Aufsätze vorgelesen und besprochen, Reden gehalten und selbstverfaßte Gedichte mitgetheilt wurden.

In diesen Kreis trat Hagenbach frühzeitig ein und wurde bald eines seiner thätigsten und gefeiertsten Mitglieder. Schon damals trat seine dichterische Begabung in hohem Grade hervor; bei der Laureatenpromotion im Jahre 1817 trug er ein Gedicht vor, „Die Hoffnung" betitelt, welches würdig befunden wurde, in einem eignen Heftchen gedruckt zu werden.

Neben diesem poetischen Streben und Schaffen sehen wir nun aber auch Hagenbach immer entschiedner und klarer demjenigen Gebiete sich zuwenden, dem in der Folge sein inneres wie sein äußeres Leben vor allen andern Dingen angehören sollte, der Theologie, und er konnte später mit Recht von sich sagen: Theologie hab' ich studirt aus freier Wahl. Ja, Wenige sind wohl so sehr aus innerem Trieb heraus Diener der Kirche und der Theologie geworden, als Hagenbach. Weder der Geist seiner Familie, noch die damalige Sitte, noch auch der Unterricht, den er von Seiten der Kirche empfing, waren dazu angethan, ihm die Wahl gerade dieses Studiums nahe zu legen. Der Geist der Familie zunächst war zwar, wie wir gesehen haben, keineswegs ein unchristlicher, aber doch nicht, was man einen specifisch christlichen zu nennen pflegt. „Meine Mutter," sagt Hagenbach, „hat mir wenig eigentlich christliche Erkenntniß mitgetheilt, aber sie hat mich beten gelehrt und das ist doch das punctum saliens aller Religion. Ich erhielt durch sie lebendige und lebenswarme Eindrücke von Gottes großer Güte und Barmherzigkeit, von seiner Allwissenheit und von seiner Geneigtheit, die Gebete der Sterblichen zu erhören; ich hatte Gebetserfahrungen, denn zu Gott stand ich wie zu einem Freunde." Man sieht, es sind mehr die allgemeinen religiösen Grundüberzeugungen, als die eigentliche Heilserfahrung des Christenthums, welche im Elternhaus vorwalteten und die Seele des Kindes mit ihrem ewigen Lebensgrunde, der Liebe des himmlischen Vaters, in Gemeinschaft hielten. Hagenbach selbst hat sich in der Folge nicht daran können genügen lassen, so sehr er immer die Kraft zu schätzen wußte, die auch schon in diesem sozusagen elementaren Christenthum beschlossen liegt, und so wenig er darum jemals zu denen gehören konnte, welche auf diese „Gottvaterreligion" mit Geringschätzung herabsehen. Mit der Geistesart des Vaters vollends mußte sein Interesse für Theologie und Kirche geradezu in einen Gegensatz treten. Diesem war die Natur, in die er sich durch sein Studium hineingelebt hatte, die völlig ausreichende und jede andere ausschließende Gottesoffenbarung. Er konnte sagen, daß sich Gott im kleinsten Pflänzchen viel herrlicher offenbare als in allen Lehren der Kirche. Nur daß dieß bei ihm nicht, wie bei so Vielen, eine bloße Redensart war, hinter welcher die Neigung sich verbirgt, des Gedankens an Gott sich ganz zu entschlagen; für ihn war die Natur mit ihrer geheimnißvollen Lebensfülle in der That ein Tempel, in welchem er seine Andacht hielt und zu Gott emporblickte; der Sohn erinnert sich aus seiner frühen Kindheit, wie ihn der Vater einst Nachts auf seine Arme nahm und ihn in der Pracht des Sternenhimmels die Größe Gottes verehren lehrte. Aber der Lehre des Christenthums stand er fremd und abwehrend gegenüber; die Bemerkungen, die er darüber machen konnte, waren schon für den Knaben

oft beunruhigend, „bis ich," fügt die Biographie hinzu, „das Geheimniß des Glaubens von innen heraus kennen lernte."

Von dieser Seite her also kann in der That dem Jüngling für seinen Entschluß, Theologie zu studiren, wenig Anregendes zugeflossen sein. Und ebensowenig vermochte er eine solche dem Religionsunterrichte zuzuschreiben, wie derselbe damals in der Kinderlehre und der Confirmation gegeben wurde. Er bestand der Hauptsache nach in einem gedächtnißmäßigen Auswendiglernen der Lehren und Sprüche des alten „Nachtmahlbüchleins," das mit seinem schwarzen Papier und seiner alterthümlichen Sprache den Eindruck von etwas Steifem und Altväterlichem machen mußte und den Kindern keine rechte Liebe und kein lebendiges Verständniß für die Wahrheiten des Evangeliums einzuflößen vermochte. Aber gerade das Mangelhafte dieses Unterrichts war nun für Hagenbach ein Bestimmungsgrund, sich dem Dienste der evangelischen Kirche zu widmen. Schon in seinen frühen Jahren gingen reformatorische Gedanken durch seine Seele; er spürte den Gegensatz zwischen der Weltbildung des Vaters und den christlichen Glaubensüberzeugungen, er konnte die letztern nicht aufgeben, weil sie innerlich an seinem Herzen als die Wahrheit, die da frei macht, sich bewährten, aber er mußte sich auch gestehen, daß der Form und der überlieferten Fassung dieser Glaubenswahrheiten gegenüber auch Einwendungen, wie er sie etwa vom Vater hörte oder sonst in Büchern vernehmen konnte, ihre Berechtigung hätten, und eben diese beiderlei Forderungen, diejenige des Glaubens und die der Vernunft mit einander in Einklang zu bringen, zunächst für sich, dann aber auch für Andre, das war das Ziel, das ihm gleich Anfangs bei dem Gedanken an ein theologisches Studium vor den Augen stand und ihn zum Ergreifen desselben ermunterte. „Als ich mich," sagt er, „aus eigener Wahl und Neigung zum Studium der Theologie entschloß, begriff ich es als meine heiligste Lebensaufgabe, die ewigen Wahrheiten des Heils, wie sie uns im Christenthum gegeben und in der heiligen Schrift niedergelegt sind, mit den Anforderungen der Humanität und einer freien, edlen, von menschlichen Vorurtheilen möglichst freien Geistesbildung in Einklang zu bringen." Abenteuerlich genug waren freilich die Zukunftsbilder, in welche Anfangs noch diese Anschauung von dem ihm eigenthümlichen Lebensberufe sich kleidete; auch seine Lust am Demonstriren und Declamiren, sowie seine poetische Neigung mischten ihre Farben hinein. Vor seinen Augen stand das Idyll eines Landpfarrhauses, etwa in Verbindung mit einem Erziehungsinstitut, in der Art derjenigen, wie sie in Deutschland vor noch nicht langer Zeit Männer wie Basedow, Campe, Salzmann gegründet hatten; es sollte eine Musterschule werden und das Erziehungswesen reformiren helfen. So ungefähr malte sich der junge Student seinen kirchlichen Beruf aus. Schon als fünfzehnjähriger Knabe schrieb er an einem Schulbuch und dachte alles Ernstes daran, es drucken zu lassen, und ebenso standen die Predigten, die er dereinst von seiner Kanzel herab zu halten gedachte, nach Text und Inhalt schon fertig vor seiner Seele, noch ehe er sein theologisches Studium auch nur angefangen hatte.

Es war für die Abklärung und Vertiefung dieses seines Entschlusses gewiß heilsam, daß ihm der Vater zuerst einen entschiedenen Widerstand entgegensetzte. Er wurde dadurch genöthigt, sich über die wahren Beweggründe desselben und über das wahre Wesen dieses Berufes eine ernste Rechenschaft zu geben. Immer entschiedner trat ihm nun das geistliche Amt selbst in den Vordergrund. Er hatte die Schriften eines Jerusalem, Zollikofer u. A. gelesen, und seine zukünftige Aufgabe schien ihm darin zu bestehen, in ähnlicher Weise, wie sie es gethan, auch seiner Vaterstadt das Evangelium in einer gebildeten und geschmackvollen Form zu predigen. „O Gott," schreibt er, „wie brannte mir die Seele, solche gesunde Kost auszutheilen! Ich wollte zwar ein frommer, aber zugleich ein aufgeklärter Pfarrer werden, ein Reformator des Geschmacks — denn daß ein solcher nöthig sei, wurde mir selbst immer klarer bei den geschmacklosen jämmerlichen Vorträgen, welche ich hie und da zu hören bekam. Aber dieß Alles wollte ich (das darf ich wohl sagen) aus wahrem, reinem Wahrheits- und Tugendeifer, und mit einem unbegrenzten Vertrauen zu Gott, der mein redliches Unternehmen gewiß segnen werde." So unreif und ungenügend auch diese Anschauungen von dem Wesen des geistlichen Amtes noch sein mochten, es war Hagenbach heiliger Ernst damit; und so ist denn auch sein Vertrauen zu Gott nicht zu Schanden geworden. Was der Jüngling nach dem Maß seines damaligen Verständnisses als Lebensziel sich vorgesetzt hatte, das ist dem Manne in einer Weise, wie es Wenigen zu Theil wird, in Erfüllung gegangen: als Prediger und Lehrer nicht nur der christlichen Moral, sondern des christlichen Heiles Vielen ein Wegweiser zur Wahrheit und zum Frieden zu werden.

Die inneren Kämpfe, mit welchen der Entschluß zum theologischen Studium für Hagenbach verbunden war, begleiteten ihn von da an durch seine ganze Jugendzeit. Er hatte Freunde, die seiner Neigung zur „Neologie," wie man es damals nannte, einen entschiedenen und ernsten Widerspruch gegenüberstellten, und mit denen es oft, je wärmer und lebendiger auf beiden Seiten die Ueberzeugung war, zu heftigen Auseinandersetzungen kam. Sie dienten dazu, Hagenbach in seinem Forschen nach der Wahrheit weiter zu treiben. „Wie oft," schreibt er, „habe ich Gott um Erleuchtung gebeten, und wie oft ihm gedankt, wenn ich einen Fund gethan zu haben glaubte, der mich zwischen den Klippen des Aber- und Unglaubens hindurch zu leiten versprach."

Auch hier blieb die Poesie seine Trösterin, die ihm über manche Fragen und Klagen des Verstandes versöhnend hinüberhalf. Und neben der Poesie die Freundschaft, namentlich mit seinem langjährigen, jetzt in den kaufmännischen Beruf eingetretenen Schulgenossen Liechtenhan. Studentischen Verbindungen hat er sich nicht angeschlossen, so sehr er zu allen Zeiten ein Freund, ja man kann sagen, ein Virtuose des geselligen Lebens war, auch dem Zofingerverein, der gerade während seiner Studienjahre gestiftet wurde, blieb er fern, seinem eignen Geständnisse nach theils aus einem idealistischen Spiritualismus, theils aus einfacher Trägheit und Ungeschicklichkeit im weitern Verkehr. Dagegen waren ihm die Fußreißen, die er zu verschiedenen Malen in die schönsten Gegenden des Vaterlandes

machte, bei seinem poetischen Verständniß von der Natur von einem ganz besonderen Genuß; nicht ohne eine gewisse Wehmuth lassen wir uns von einer derselben erzählen, wie er ohne übergroße Sparsamkeit ihre Kosten mit zehn alten Franken zu bestreiten im Stande war. Den Glanzpunkt solcher Erholungen bildete aber der beinahe jährlich wiederkehrende Aufenthalt auf dem Dietisberg, einem Landgut oberhalb Diegten in Baselland, welches sein Vater kurz vor dieser Zeit gekauft hatte. An dem „Waldplatz" mit seinem Wasserfall konnte seine Phantasie ungestört sich ergehen und was sie innerlich anschaute, sich zum Gedichte gestalten lassen; auch die alte Neigung zu dramatischen Aufführungen und Maskaraden fand ihre Befriedigung in den fröhlichen Spielen der Gesellschaft, die sich jeweilen dort zusammen fand; mehr als einmal macht sich sogar der Studiosus das Vergnügen, sich in einen Bauernjungen zu verkleiden und in Gesellschaft einiger Freunde mit seiner Geige in das nahe gelegene Eptinger Bad hinunterzusteigen, wo er dann den Landleuten zum Tanze aufspielt und dann „in seiner philantropischen Treuherzigkeit," wie er sich ausdrückt, in die Zeit sich hineindenkt, in welcher er einmal als würdiger Landpfarrer seine Pfarrkinder in ähnlicher Weise werde bedienen und ihre geselligen Freuden ihnen würzen können.

Im Mai 1819 begann das eigentliche theologische Studium. Auch dieses fiel, was die Universitätslehrer betrifft, in eine magre Zeit, ja es war vielleicht die magerste in der Geschichte unsrer theologischen Facultät überhaupt. Von den drei Professoren, die an derselben zu wirken pflegten, war der Eine schon einige Jahre vorher gestorben und seine Stelle in Anbetracht der bösen Zeitläufte unbesetzt geblieben; der Andre, und zwar gerade derjenige, der noch einigermaßen mit der neuern theologischen Wissenschaft vertraut gewesen war, starb, wenige Monate nachdem Hagenbachs Studium begonnen hatte, und auch bei dieser Stelle dauerte es wieder geraume Zeit, bis die Lücke ausgefüllt wurde. Beinahe noch trüber gestaltet sich das Bild, wenn man die Collegien in Betracht zieht, die wirklich gelesen wurden. Die Fühlung mit der deutschen Wissenschaft war den Lehrern völlig verloren gegangen; man holte den Stoff aus Lehrbüchern, die vor einem halben Jahrhundert neu gewesen waren; was durch einen Semler, einen Herder, einen de Wette in Anregung gebracht worden war, wurde höchstens mit einem matten polemischen Seitenhiebe berücksichtigt. Am Meisten zogen Hagenbach die Vorlesungen an, welche eine Zeitlang durch den Inspector des Missionshauses, Blumhardt, gehalten wurden. Er bekam wenigstens Respekt vor der gründlichen Exegese der schwäbischen Schule, die ihm hier geboten wurde, so wenig er sich mit dem Geiste derselben in Uebereinstimmung wußte. Im Ganzen konnte die Behandlung der Theologie, wie sie solche Lehrer ihm entgegen brachten, nur den Erfolg haben, ihn an der kirchlichen Lehrweise vollends irre zu machen und das, was bisher nur erst als Zweifel und Bedenken sich in ihm geregt hatte, nun erst recht zum festen Grundsatze und zur gewissen Ueberzeugung auszubilden. Er gerieth, seinem eignen Geständniß zufolge, in Gefahr, „aus reinem Oppositionsgeist und aus Widerwillen gegen die Sinn- und Geschmacklosigkeiten der Orthodoxie in die flachste Aufklärung zu verfallen."

Aber der Gott, auf den er sein Vertrauen gesetzt, hielt ihn auch hier fest, ja führte ihn gerade in dieser dürren Zeit und gleichsam seitab vom Wege zu einer lebendigen Quelle.

In Basel lebte damals ein junger, etwa dreißigjähriger Mann Namens Karl Harscher, der jüngere Bruder des in weitern Kreisen bekannten geistvollen Freundes von Schleiermacher. Wenige kannten ihn; er hatte ursprünglich Kaufmann werden wollen, war aber durch Kränklichkeit, theilweise auch durch Hypochondrie davon abgehalten worden und lebte nun still für sich den Studien, zu denen ihn seine Neigung und seine reiche Begabung hinzogen. Er beschäftigte sich mit Literatur und Mathematik, aber auch Philosophie und Theologie. Er war ein edler, feiner Geist, allen Fragen der Wissenschaft zugänglich und dabei, im Gegensatz zu dem Weltsinn seines Vaters innig fromm und voll Eifer auch andre junge Leute zu dem Frieden zu geleiten, den er selber erfahren hatte. Mit diesem wurde Hagenbach bekannt gemacht; sein inniges, liebevolles Wesen zog ihn an; „Alle, die ihn kannten, erzählt er, mußten bezeugen, daß sie in ihm mehr als einen gewöhnlichen Menschen, einen Heiligen kennen gelernt hatten: so streng nahm er es mit sich selbst, so gewissenhaft und ernst war er in allen Dingen, obschon er wieder über Befangenheiten des dogmatischen Sinnes aufs Gutmüthigste scherzen konnte; in seiner Nähe durfte man, konnte man an nichts Unedles denken, es ging in der That ein reinigender und heiligender Einfluß von seiner Person aus.“ Auch Harscher gewann den begabten und strebsamen Jüngling lieb; es entwickelte sich zwischen Beiden ein regelmäßiger, vertraulicher Verkehr, in welchem es Hagenbach wie eine neue Offenbarung aufging, daß man über historische und dogmatische Dinge aufs Unbefangenste urtheilen, und doch dabei die volle Innigkeit des Glaubens an Gott als seinen Vater von Jesum Christum als seinen Heiland sich bewahren könne, daß überhaupt das Christenthum seinem innersten Wesen nach weder eine bloße Theologie, noch eine bloße Moral, sondern ein neues Leben ist, das Leben der Seele in Gott und die Heiligung unsres ganzen Wesens durch die Gemeinschaft seines Geistes. Harscher machte ihn auch auf denjenigen Mann aufmerksam, der in unsrer deutschen Literatur zuerst wieder auf diese innere Einheit dessen, was göttlich wahr und was menschlich schön und gut ist, hingewiesen hatte, auf Herder, dessen Theologie von da an auf Hagenbachs geistige Entwicklung einen entscheidenden Einfluß ausübte und darum auch von ihm in seiner eignen spätern Kirchengeschichte in so hervorragender Weise hat können gewürdigt werden. „Meine Richtung — mit diesen Worten schließt Hagenbach die Schilderung dieses seines Verkehres mit Harscher ab — war für immer gemacht. Sie hat sich später modificirt; ich habe die großen Rechte der Historie und der historischen Entwicklung mehr beachten, überhaupt die Theologie als Wissenschaft mit wissenschaftlicheren Augen ansehen gelernt, als es Harscher von seinem Standpunkte aus konnte; aber im Ganzen kann ich von ihm sagen, was Jung Stilling von Herder, daß ich von ihm einen Anstoß erhielt zu einer ewigen Bewegung. Ich habe ihn nur kurze Zeit gehabt. Er starb, während ich in Berlin war; aber sein Andenken wird mir im Segen bleiben. Doch nein! Das ist eine zu abgedroschene

Phrase — ich kann auch hier nur wieder an das Dynamische der Freundschaft erinnern, das die Bürgschaft ewiger Vereinigung in sich trägt für die, die nicht sehen und doch glauben."

3. Bonn und Berlin.

Der Besuch einer fremden Universität war in jenen Zeiten für einen Basler Theologen noch etwas Seltenes. Aber für Hagenbach war er durch die geschilderten Verhältnisse zur innern Nothwendigkeit geworden, und so rüstete er sich denn schon im Herbst 1820 zur Reise nach Deutschland. Mit seinen gelehrten Kenntnissen, gesteht er, sei es damals noch sehr übel bestellt gewesen; „aber, fügt er hinzu, wenn es vor Allem bei dem Theologen auf ein gut vorbereitetes Herz ankommt, so sind gewiß wenige Jünglinge mit dieser lebensfrischen, sehnsüchtigen, drangvollen Seele hinausgezogen, vielleicht auch wenige (das darf ich wohl sagen) so unverdorben an Leib und Seele. So mangelhaft mein positives Wissen sein mochte, so besaß ich dafür eine gewisse Reife des innern Urtheils wie sie wenig junge Leute in diesem Alter haben mögen, einen Instinkt, in religiösen Dingen das Richtige herauszufühlen, Geistiges von Geistlichem sogleich zu unterscheiden, eine rege Sympathie für das Großartige, Ideale und dabei eine sichere Ahnung von dem, worauf es in der Theologie ankommt."

Die kurz vorher durch Friedrich Wilhelm III. für seine neu gewonnenen Rheinlande gestiftete Universität Bonn war es, worauf für die nächste Zukunft die Wahl gefallen war. Am 6. October 1820 machte sich der junge Student auf den Weg in Gesellschaft eines befreundeten Juristen Heitz, der ihm nicht bloß auf dieser Reise, sondern durch das ganze Leben hindurch ein treuer Begleiter bleiben sollte, „mein Freund, wohl ausstaffirt im deutschen schwarzen Rock, ich dagegen in meiner grauen Jacke, die man mir aus einem Rock des Vaters zurecht geschnitten, so philisterhaft, daß ich einem Müllerburschen ähnlicher sah als einem Studio." Die Reise wurde der damaligen löblichen Sitte gemäß großentheils zu Fuß gemacht und war für die Freunde reich an neuen Anregungen. In Karlsruhe kann es sich der junge Dichter, so schüchtern er sonst war, nicht versagen, noch am Abend seiner Ankunft und ohne eine besondere „Empfehlung" in der Tasche zu haben, am Hause des alten Hebel, seines Weltheiligen, wie er ihn nennt, zu klingeln. Schon der Umstand, daß er aus Basel kam, verschaffte ihm bei dem alten Herrn eine freundliche Aufnahme. Im Gespräch empfahl ihm Hebel namentlich das Studium des alten Testaments, von welchem er sagte, daß er selbst an ihm den Grund seiner poetischen Weltansicht gelegt habe. Ein fernerer Haltpunkt war der damals berühmte Schwetzinger Garten, mit dessen Director der Vater in freundschaftlichen Beziehungen stand. Er bewunderte die Tempel und Mausoleen, die Grotten, Springbrunnen und Tausendkünste, bei denen er herumgeführt wurde, und erquickte sich Abends in dem heitern Familienkreise, in welchem der mit Witz und Poesie begabte, liebenswürdige junge

Fremdling auch seinerseits als eine willkommene Erscheinung begrüßt wurde Weiter ging es dann nach Frankfurt und von da auf einem Marktschiff, welches außer der Billigkeit des Fahrpreises auch noch den Vortheil gewährte, zu den umfassendsten Culturstudien Gelegenheit zu bieten, den Main hinunter nach Mainz, bis endlich nach einer vierzehntägigen Reise die schöngelegne Musenstadt erreicht war. Wie eine neue Welt that sich hier in Bonn das Leben vor den Jünglingen auf. Selbst das studentische Treiben, dem sie sich bisher grundsätzlich fern gehalten, gewann hier für sie Reiz und Anziehungskraft. Einer Verbindung schloß er sich zwar auch in Bonn nicht an; gerade die sogenannte Burschenschaft für die er in der Ferne geschwärmt hatte, wollte ihm um so weniger zusagen, je näher er sie kennen lernte; ihm war es überhaupt nur in einem engern Freundeskreise recht behaglich, in welchem der geistige Austausch vorwalten konnte. Seiner Schilderung nach war es auch hier, wie früher in den Spielen seiner Jugend, mehr das beschauliche Interesse, was ihm das Studentenleben anziehend machte, die Freude an dessen bunten Aufzügen, der phantastischen Kleidung, den eigenthümlichen Bräuchen; auch der Burschensprache widmet er in diesem Sinne seine Aufmerksamkeit und zwar so sehr, daß er sich eine Zeit lang mit dem Gedanken trägt, ein humoristisches Wörterbuch derselben abzufassen. Die liebsten Erholungsstunden blieben ihm aber auch hier diejenigen, in denen er draußen im Freien, am malerischen Rheinufer oder sonst in den schönen Umgebungen der Stadt herumschweifen konnte. Ein frisches Gedicht aus jener Bonner Zeit, das unter dem Titel „Frühlingscollegien" der spätern Sammlung einverleibt ist, ruft die Freunde aus den Hörsälen heraus in die Natur, schildert in launiger Weise, wie sämmtliche vier Facultäten bei ihr in die Schule gehen können und schließt mit den Worten:

O, kommt, hier ist noch viel zu lernen,
Ach, lerntet ihr dieß Eine nur,
Des Wissens Dünkel zu entfernen
Und einfach sein, wie die Natur.

Daß über solchen Streifzügen in das Reich der Natur und der Poesie der nächste Zweck des Bonner Aufenthaltes, das theologische Studium nicht hintangesetzt wurde, dafür sorgte schon das tiefe, persönliche Interesse, welches wir ihn zu demselben haben bringen sehen. Was er suchte, das waren ja nicht blos neue Kenntnisse, sondern vor Allem neue, tiefere Blicke in das Wesen des christlichen Glaubens und in das Heiligthum der göttlichen Offenbarung; sein Studium war ihm zugleich Herzenssache, die dringendste, tiefste Angelegenheit seines persönlichen Lebens. Er erzählt, wie er oft stundenlang einsam in den Wäldern umhergeirrt sei, und Gott auf den Knieen angefleht habe, daß er ihm helfen möge, die Wahrheit um jeden Preis zu erkämpfen. „Wenn das alte Wort, daß Gebet, Nachdenken und Anfechtung zum Theologen machen, noch einige Geltung hat, so darf ich es auf mich anwenden." Um seines Hanges zur Einsamkeit und seines sinnenden, träumerischen Wesens willen pflegten ihn die Freunde damals den Dämmerfürsten zu nennen.

Auch sein körperliches Befinden litt unter diesen inneren Kämpfen, er sah blaß und abgezehrt aus.

Der Unterschied gegen frühere ähnliche Zustände war aber der, daß Hagenbach hier in Bonn unter seinen Lehrern einen Mann fand, welcher das, was der Jüngling suchte, als ein bereits erworbenes und wissenschaftlich verarbeitetes Besitzthum in sich trug und zu einem ähnlichen Finden ihm hilfreich die Hand zu bieten vermochte. Es war dieß der gelehrte und tiefsinnige Schriftforscher Friedrich Lücke. Den Collegien und dem persönlichen Umgange dieses Mannes verdankt Hagenbach in erster Linie sein tieferes Verständniß der heiligen Schrift. Vieles, was bisher für ihn ein unverstandenes Geheimniß der bloßen Ueberlieferung, ein tödtender Buchstabe gewesen war, das lernte er nun als ein den tiefsten Bedürfnissen der Seele entgegenkommendes lebendiges Geheimniß der Gottseligkeit erkennen und sich aneignen. Und wenn er auch über manchen Punkt der christlichen Lehre noch nicht so denken, sich ihr noch nicht in dem Maße anschließen konnte, wie der Lehrer, so bürgte ihm doch dessen sonstige Unbefangenheit dafür, daß seine Zustimmung dazu auf einem tiefern Grunde beruhen müsse als der bloßen Anhänglichkeit an die hergebrachte kirchliche Ueberlieferung. Lücke gehörte zu jenen Männern, die in unsrer evangelischen Kirche den Sinn für ihre alten Glaubenszeugnisse wieder erweckt und eine tiefere und doch freie Würdigung derselben herbeigeführt haben; bei ihm gewann auch Hagenbach die Ueberzeugung, daß der alte Glaube der Väter noch in einer andern, lebendigen und geistigern Weise könne verstanden werden, als wie er ihn bisher aufzufassen gewohnt war, und daß in den Erfahrungen und Lehren der Kirche noch Schätze verborgen liegen, die er erst müsse heben lernen.

Lücke selbst wies ihn zur Vollendung seiner Studien nach Berlin, zu Schleiermacher, zu dessen bedeutendsten Schülern er selbst gehörte und dessen Schriften auch Hagenbach schon damals manche lebendige Anregung zu verdanken hatte. Im Herbst 1821, also ein Jahr nach dem er die Heimath verlassen hatte, siedelte er nach Berlin über, um hier die letzten drei Semester seines Studiums zuzubringen. Es war eine für sein äußeres wie für sein inneres Leben gleich zuträgliche Veränderung. Auf der langen Reise, die wiederum meist zu Fuß und zwar in einem weiten Bogen an den Universitäten Gießen, Marburg, Göttingen, Kiel vorbei und zuletzt über die Insel Rügen hin gemacht wurde, konnte die angegriffne Gesundheit sich erfrischen und kräftigen, und in Berlin selbst empfand er es als etwas Wohlthätiges, daß er durch die zahlreichen Bekanntschaften, die er daselbst anzuknüpfen Gelegenheit hatte, aus seiner Isolirung herausgehoben und in das gesellschaftliche Leben hineingezogen wurde und dadurch wieder, wie er sich ausdrückt, „lernte, mit Menschen und für Menschen zu leben.“ Der junge Mann mit den schönen feinen Zügen, dem ernsten gehaltvollen Wesen, dem Reichthum seines Witzes, seiner Poesie und seiner gesellschaftlichen Talente war überall ein gern gesehner Gast, dem man auch hie und da einen Verstoß gegen die üblichen Formen gerne nachsah, und der für besonders unentbehrlich galt, wo es sich darum handelte, durch eine poetische

oder dramatische Unterhaltung einen Abend zu erheitern. Schon damals hatte er die Genugthuung, mehrere seiner Gedichte in angesehenen belletristischen Zeitschriften abgedruckt zu sehen; auch in die spätere Sammlung sind einige derselben aufgenommen worden; so unter andern die humoristische Vergleichung der sächsischen mit der wahren Schweiz, ein Gedicht, welches auf einer zweiten größern Reise entstanden ist, die ihn durch Schlesien, Böhmen und Sachsen führte, und welches zeigt, wie er auch in der Fremde die Sprache der Heimath und die Liebe zu derselben sich bewahrt hat.

Was seine theologischen Studien betrifft, so fühlte sich Hagenbach in Berlin am Meisten zu Schleiermacher und zu Neander hingezogen, welche damals gemeinsam an der Universität lehrten und gerade durch die Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer Lehrweise einander aufs Schönste ergänzten. Neander, der Mann mit dem kindlich einfältigen, frommen Herzen, der seine staunenerregende Gelehrsamkeit der Einen Aufgabe in den Dienst stellte, den Spuren christlichen Lebens in der Geschichte der Kirche nachzugehen, und dieselbe zu begreifen als das große Denkmal der im Christenthum offenbar gewordenen göttlichen Gnade und Wahrheit; — ein solcher Lehrer war wie kein andrer dazu geeignet, den suchenden Jüngling in die Vergangenheit der Kirche hineinzuführen und da, wo er bisher nur hartes Gestein hatte erblicken können, ihm goldne Adern aufzudecken; ein Einfluß auf Hagenbach tritt ja auch in dessen eignen späteren kirchengeschichtlichen Darstellungen deutlich genug hervor, namentlich in der Vorliebe, womit auch hier das christliche Leben behandelt ist, und in der milden, überall das Gute hervorhebenden Beurtheilung der geschichtlichen Charaktere. In Schleiermacher umgekehrt verehrte Hagenbach den Meister des scharfen, durchdringenden Denkens; es war ihm bei seinen Vorträgen, als dürfte er in die innere Werkstätte selbst hineinschauen, aus welcher seine Gedankenwelt sich aufbaute, als sähe er dieselbe vor seinen eignen Augen entstehen, ja würde selbst in die Mitarbeit an derselben hineingezogen; „er wob, sagte er mit Anspielung auf ein hie und da gemachtes wohlfeiles Wortspiel, Schleier, aber nicht um zu verhüllen, sondern so, daß man die Fäden sehen konnte, aus denen sich die Maschen seines Netzes zusammenfügten.“ Zugleich war ja aber Schleiermacher auch ein Meister im Verständniß alles geistigen und insbesondre religiösen Lebens; ihm war es gegeben, das eigenthümliche Wesen des Christenthums aus seiner vielfachen Verkennung heraus der evangelischen Kirche wieder zum Bewußtsein und zur klaren, wissenschaftlichen Erkenntniß zu bringen; von ihm lernte Hagenbach in was für einem innerlichen und unauflöslichen Zusammenhang die Person und das Werk Christi, die Erlösung und der Erlöser zu einander stehen, nicht minder aber auch, wie wenig die Erfahrung dieser Erlösung mit dem zu thun hat, worin man nach dem gewöhnlichen Urtheil den Unterschied zwischen Glauben und Unglauben zu erblicken pflegt: „Erst jetzt,“ sagt er selbst, nachdem er seine Bekanntschaft mit diesen Lehrern erwähnt hatte, „lernte ich das Christenthum nach seinem eigentlichen Wesen nicht als bloße Lehre, sondern als Leben aus Gott, als ein neues Leben kennen, das nur im Glauben und zwar

im lebendigen, dem ächten Wissen keineswegs hinderlichen Glauben an Christus als den Gottmenschen und Erlöser begriffen werden muß." Wie tief namentlich auch die Predigten Schleiermachers auf ihn einwirkten, davon sind seine eignen, besonders die aus frühern Zeiten, das sprechendste Zeugniß. Ein Gedicht aus jener Zeit, „Der Wandrer in der Christnacht" betitelt, ist geeignet uns in das Gemüthsleben des jungen Theologen einzuführen. Ein Fremdling in der großen Stadt, fühlt er sich doppelt einsam in der ihn umwogenden allgemeinen Weihnachtsfreude; er möchte zum Himmel emporschauen, und der großen, ewigen Gaben sich freuen, die Gott ja auch ihm eben mit diesem Feste zugedacht hat.

Sie hängen zwar gewaltig hoch,
Da klügelt der Verstand,
Wachs' ich nur ein Paar Jahre noch
Vielleicht erreiche ich sie doch
Mit meiner eignen Hand.

O leerer Wahn! o eitler Traum!
Hebt Dich der Vater nicht
Auf seinem Arm zum Lebensbaum,
So sind es dürre Zweige kaum,
Die deine Rechte bricht.

O Gott! an deiner Vaterbrust
Will ich die Gaben schau'n,
Dann hab' ich erst die rechte Lust,
Der schönsten Gaben mir bewußt,
Geduld und Gottvertrau'n! —

Schon Vieles davon war ihm ja zu Theil geworden in den beiden Jahren, welche hinter ihm lagen. Auf manche bange Frage hatte er Antwort erhalten, manch kostbares, beseligendes Gut der Erkenntniß war ihm geschenkt worden; er hatte klare, lebendige Glaubensblicke thun dürfen in die ihm in Christo entgegengekommene, ihn fort und fort tragende und zu sich emporziehende ewige Liebe seines Gottes. Mit diesem Licht, diesem lebendigen Schatz im Herzen konnte er auch in die Zukunft mit dem ruhigen Vertrauen hinausblicken, daß diese väterliche Liebe ihn noch weiter begleiten und noch tiefer in ihre Erkenntniß hineinführen werde, und daß er, wenn ihn Gott jetzt in den Dienst seiner Kirche berufe bei allem Gefühle der Unzulänglichkeit doch nicht mit leeren Händen vor ihm werde stehen müssen.

Aber eben dieser Ruf in dem Dienst der Kirche sollte nun, noch während Hagenbach in Berlin verweilte, in ganz andrer Weise an ihn heran treten, als er es sich bis dahin ausgedacht

hatte. An der Basler Universität war nämlich inzwischen Manches anders geworden. Die Erkenntniß hatte durchgeschlagen, daß es in der alten Weise nicht mehr fortgehn könne, sondern daß es gelte, der Hochschule neue Kräfte und Lebenselemente zuzuführen, durch welche der abgestorbne Trieb wieder erfrischt und für die Bedürfnisse der Gegenwart fruchtbar gemacht werden könnte. Insbesondere war es der Regierung gelungen, an die theologische Facultät einen Mann zu berufen, welcher schon lange als einer der bedeutendsten Vertreter seiner Wissenschaft bekannt war, Martin Leberecht de Wette. Aber dieser war kaum in seine neue Wirksamkeit eingetreten, als ihm die Nothwendigkeit klar wurde, auch noch andre und zwar einheimische Kräfte zur Mitarbeit heranzuziehen, wobei denn sein Augenmerk in erster Linie auf den jungen noch in Berlin weilenden Hagenbach gerichtet wurde. Dessen Vater hatte von einer Wiederherstellung der Universität nichts wissen wollen und allen Versuchen dazu den beharrlichsten Unglauben, ja den schneidendsten Hohn entgegengesetzt; nun sollte er den eigenen Sohn darum anfragen, ob er nicht selber die Lust und die Kraft dazu in sich spüre dabei mitzuwirken. Diesem kam der Antrag allerdings höchst unerwartet; während seiner ganzen Studienzeit hatte ihm nie etwas Andres als das Predigtamt als Ziel derselben vor Augen gestanden. Gerade das Predigen war ja seine höchste Freude. Schon in Bonn hatte er sich darin mit großem Erfolge geübt, und auch wenn er keine Kanzel zu betreten hatte, so war es ihm doch ein Bedürfniß, sich Predigten aufzuschreiben und seine Meditationen in einer solchen Gestalt niederzulegen. Außerdem war er sich der Mangelhaftigkeit gerade seiner gelehrten Studien lebendig bewußt; die Kirchengeschichte, deren Vortrag de Wette ihm zugedacht, hatte ihm unter allen am fernsten gelegen, und die Zeit war vorüber, daß er durch fernere Studien das Versäumte noch hätte nachholen können. Mit einem aus Freude und Bangigkeit gemischten Gefühl sah sich darum der kaum zweiundzwanzigjährige Jüngling der verantwortungsvollen Aufgabe gegenüber gestellt, Andre in eine Wissenschaft hineinzuführen, deren Grundzüge er kaum erst selber sich angeeignet hatte. Dennoch überwog die Freude und der hoffnungsvolle Muth, als er im März 1823 von Berlin Abschied nahm und das Ränzchen auf dem Rücken und wiederum weite Strecken hin zu Fuß, durch die beschneiten Felder der Heimath entgegen wanderte. Er machte die Reise dießmal meist allein: „ich betete, sang und pfiff im Herzen und mit dem Munde durcheinander, bald den Studenten, bald den Professor, bald den Bruder Karl vorstellend, wie er Mutter und Geschwister wiedersieht.“ Auch auf dieser Reise wurde in den bedeutenden Städten Halt gemacht und überall theils alte Bekanntschaften erneuert, theils neue angeknüpft. In Weimar wurde sogar Göthe besucht. Der zukünftige Docent hatte von seiner Studienzeit wenigstens den Ertrag, daß ihm auf seinen verschiedenen Reisen beinahe sämmtliche deutsche Universitäten durch eigne Anschauung bekannt wurden.

4. Beruf und Familie.

Seltsam konnte es ja dem jungen Studenten bei seiner Aussicht in die Zukunft allerdings zu Muthe werden. Seit Menschengedenken war in Basel das theologische Lehramt die letzte, höchste Stufe gewesen, zu welcher nur bejahrte und im sonstigen Dienst sei es der Kirche oder der Universität gereifte Männer den Zugang fanden. Man wurde zuerst praktischer Geistlicher oder auch Professor an der den andern als eine Art Vorschule untergeordneten philosophischen Facultät, Lehrer etwa der Geschichte, des Naturrechts, der Mathematik oder auch des Hebräischen, und wenn dann durch Tod einer der drei theologischen Lehrstühle erledigt wurde, so hing es gewöhnlich erst noch von der Entscheidung des Looses ab, ob der dazu Auserkorene wirklich mit demselben betraut werden konnte. Von den beiden Lehrern, die Hagenbach in Basel gehabt hatte, war der Eine fünfundsechszig, der Andre zweiundsiebzig Jahre alt gewesen, und nun sollte er, kaum zweiundzwanzigjährig, an ihre Seite treten. Sehr ermuthigend war für ihn der Empfang, den er bei de Wette fand. Auch dieser stand bereits in einem vorgerücktern Alter, und zaghaft trat der angehende Docent dem gereiften und hochgefeierten Theologen entgegen; aber die Furcht war bald durch das herzliche Wohlwollen überwunden, mit welchem de Wette ihn begrüßte; er lud ihn zu gemeinsamen Spaziergängen ein, auf welchen er sich in der vertraulichsten Weise gegen ihn öffnete; Hagenbach fühlte, daß er in ihm einen ältern Freund gefunden habe, dessen Rath und Führung er sich nicht nur in den äußern, sondern auch in den innersten und höchsten Angelegenheiten seines Lebens anvertrauen dürfe.

Zuerst mußte freilich das übliche Candidatenexamen bestanden werden. Bei dem Ernste und der innern Betheiligung, womit Hagenbach seine Studien betrieben hatte, werden wir es nicht allzu wörtlich nehmen dürfen, wenn er darüber sagt, er sei dabei „auf dem Wege der Convenienz durchgeschlüpft.“ Eine Weihnachtspredigt, die wir aus jenem ersten Jahre seines Auftretens in Basel noch besitzen, zeigt, wie bedeutend schon damals nicht bloß seine rednerische Begabung, sondern auch seine theologische Durchbildung gewesen ist. Wie schlecht es mit dieser letztern übrigens theilweise bei den Examinatoren selbst bestellt war, geht aus einer Aeußerung hervor, welche Hagenbach von einem derselben in Erinnerung geblieben ist. Derselbe fragte, warum wir wohl über die Unsterblichkeit der Seele bloße Vermuthungen und keine Gewißheit hätten? Als der Student mit philosophischen Gründen darauf Antwort gegeben, faßte der Examinator die seinige in die kurze Bemerkung zusammen: „Nun, damit wir die Sorge um das gegenwärtige Leben nicht zu sehr hintansetzen.“

Der Ordination folgte nach einem halben Jahr die Ernennung zum Licentiaten der Theologie. Hagenbach erwarb sich dieselbe durch die Veröffentlichung einer größern lateinischen Abhandlung: über die Schriftauslegung des Origenes, eine Arbeit, die wiederum zeigt, wie wenig wir

uns durch jene demüthigen Selbstbekenntnisse in unsrer Würdigung seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit dürfen irre leiten lassen. Und was ihm an der letztern noch wirklich fehlen mochte, das wurde ja reichlich ersetzt durch die geistige Frische, die außerordentliche Aneignungsgabe, die Selbständigkeit des theologischen Urtheils, welche der junge Docent seiner neuen Aufgabe entgegen brachte. Dazu hatte er in de Wette einen Collegen, in welchem der ganze Ernst und die ganze Weite seiner Wissenschaft wie in einer lebendigen Verkörperung mahnend und helfend ihm zur Seite stand, und durch welche dem theologischen Unterricht in Basel ein völlig neuer, frischer Geist eingepflanzt worden war.

Rasch und leicht lebte er sich denn auch in seinen Beruf ein, und zwar begann er seine Vorlesungen mit demjenigen Fache, welches von nun an während fünfzig Jahren den hauptsächlichen Inhalt seiner Lehrthätigkeit bilden und auch nach außen hin mehr als alles Andre seinen Namen berühmt machen sollte, mit der Geschichte der christlichen Kirche. Außer derselben hat er jedoch in der Folge noch manche andre Gebiete der Theologie in den Kreis seiner Vorlesungen hineingezogen, und aus mehrern derselben sind im Laufe der Zeit Lehrbücher geworden, für deren Brauchbarkeit die rasche Folge ihrer Auflagen das beste Zeugniß ablegt. Seine Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, eine gedrängte, ebenso klare wie reichhaltige Uebersicht über die verschiedenen Theile des theologischen Studiums, ist bereits in der neunten, sein Lehrbuch der Dogmengeschichte in der fünften Auflage erschienen, und beide überdieß noch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt worden. Im Vortrag war Hagenbach nicht eigentlich beredt; doch zeichnete sich derselbe durch Klarheit, leichten Fluß und Uebersichtlichkeit aus; es war ihm mehr darum zu thun, war ihm auch mehr gegeben seinen Zuhörern ein zusammenhängendes Wissen über den Gegenstand seiner Vorlesungen beizubringen, als sie durch eine ergreifende Darstellung für denselben zu begeistern oder ihn durch eigenthümliche Ideen neu zu beleuchten. Das Gleiche gilt von den Religionsstunden, die er neben seiner akademischen Thätigkeit mehr als dreißig Jahre lang an der obersten Klasse des Pädagogiums ertheilt hat. Er hat auch dieser Aufgabe mit großer Treue sich unterzogen und die Methode, die er dabei befolgte, war trefflich geeignet, die Schüler, insbesondere die nicht theologischen, mit dem wesentlichen Inhalt der christlichen Lehre bekannt zu machen und ihnen dieselbe auch von ihrer menschlich anziehenden Seite her ans Herz zu legen. Das selbstverfaßte Lehrbuch, welches er dabei zu Grunde legte, sein „Leitfaden zum christlichen Religionsunterricht," hat sich auch über die Heimath hinaus bis an die Nordküste von Deutschland seinen Eingang in höhere Schulen zu verschaffen gewußt, und noch kurz vor seinem Tode hatte Hagenbach die Genugthuung, es in einer vierten Auflage in die Welt hinaus zu senden. Aber dem Vortrage fehlte die unmittelbare Anziehungskraft; man mußte die Empfänglichkeit dafür und das Bedürfniß dazu mitbringen, um aus demselben den rechten Gewinn zu ziehen. Dem entsprechend war ja sein Umgang mit den Studirenden überhaupt, namentlich sein persönlicher Verkehr mit ihnen. Er klagt selbst

darüber, daß er mit seinen Zuhörern nicht in näherer persönlicher Berührung stehe. Aber er besaß die Gabe nicht, sie enger an sich zu ziehen; nur wer sich ihm aus eigenem Antriebe näherte, konnte von seinem herzlichen Wohlwollen auch für seine jüngern Freunde den rechten Eindruck erhalten. Doch haben manche seiner Zuhörer, besonders so lange seine Frau noch gesund war, in seinem Hause gastliche Aufnahme gefunden. Auch begrüßte er es mit Freuden, als im Jahre 1845 durch den großartigen Liebestrieb seines Freundes Le Grand das neue Alumneum für fremde Studirende gegründet wurde. Gerne ließ er sich seinerseits bei der ersten Einrichtung wie bei der spätern Verwaltung und Erweiterung als Vicepräsident der leitenden Commission in die Mitarbeit hineinziehen, wie er auch in seinem Kirchenblatt durch eine jener leicht hingeworfenen Federzeichnungen, in denen er so sehr Meister war, von dem Entstehen und dem Charakter der Anstalt ein überaus anschauliches Bild gegeben hat.

Der äußern Stellung nach wurde Hagenbach bald nach dem Beginn seiner akademischen Thätigkeit zum sogenannten Lector und kurz darauf (22. Okt. 1824) zum außerordentlichen Professor ernannt. Als im Jahr 1829 der damals zweiundachzigjährige J. R. Buxtorf seine Stelle niedergelegt hatte, erhielt Hagenbach die erledigte ordentliche Professur und im Anschlusse hieran und als Anerkennung einer kurz vorher veröffentlichten größern gelehrten Arbeit auch noch die höchste academische Auszeichnung, den Grad eines Doctors der Theologie. Er nahm davon den Anlaß, sich in einer gehaltvollen, später dem Druck übergebenen Rede „über den Begriff und die Bedeutung der Wissenschaftlichkeit auf dem Gebiete der Theologie" auszusprechen. Nach Buxtorfs Tode 1831 wurde er zum Lector des Frey-Grynäischen Instituts ernannt. Es ist dieß eine in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den beiden Professoren der Theologie J. L. Frey und Joh. Grynäus gemeinsam gemachte Stiftung, bestehend in der Nutznießung eines Wohnhauses und einer darin aufgestellten reichhaltigen Bibliothek.

Von nun an bleibt das Bild von Hagenbachs Leben und Arbeiten aufs Innigste mit dieser seiner neuen Wohnung verwoben. Er hatte sich kurz vorher, am 13. October 1829, mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, Jungfrau Rosine Geigy, verehelicht, eine Verbindung, auf welcher um ihrer seltnen Zartheit und Innigkeit willen von Anfang an eine ganz besondere Weihe ruhte. Dem neuen Hause fehlte auch der Haussegen nicht, die Kinder, die nach und nach die freundlichen Räume belebten. Aber allerdings ebensowenig die Heimsuchung. Von den fünf Kindern, die ihm geboren wurden, sind ihm zwei in früher Jugend wieder hinweggenommen worden. In zarter Weise spricht sich Hagenbach selbst in einem seiner Gedichte darüber aus:

Ein Aestlein brach vom Stamm, geknickt in zarten Jahren,
Und wieder eins; es löst vom Stamm sich Ast um Ast,
Und mit den Aesten brach entzwei das Herz mir fast.

Doch wäre damit nun mein Trost, mein Hoffen aus?
Ach, nur vor solchem Sturm bewahre Gott mein Haus.
Heimsuchung nennen wir's, wo er will kehren ein,
O möchten wir für ihn nur stets zu Hause sein!
Und sind wir dann für ihn, und er bei uns daheim,
So reift schon im Verlust uns des Gewinnes Keim,
So wird, auch wo er nimmt, unendlich viel gegeben,
Und wo ein Leben stirbt, erblüht ein neues Leben.
Drum nennet mich nicht arm, ist mir auch viel genommen,
Aus Gottes Hand kann ich nur Gutes überkommen,
Und steht in Gottes Hand Haus, Herd und Hof und Grund,
So thut auch in der Zucht sich Gottes Liebe kund.

Er sollte ja freilich diese Liebeszucht des Vaters in noch herberer und tieferer Weise erfahren. Auch die Mutter wurde vor der Zeit durch ein langjähriges Siechthum, das erst mit ihrem Tode endete, ans Krankenlager gefesselt. Ein Schlaganfall hatte ihr bereits im Jahre 1847 die rechte Seite, für einige Zeit sogar die Zunge gelähmt. So blieb sie mehr als acht Jahre lang von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten und auf den engen Kreis des Hauses und auf ihr eigenes inneres Leben beschränkt. Es waren für Hagenbach wie für die Gattin Jahre des Schmerzes und des Druckes, aber auch Jahre voll tiefen, eigenthümlichen Segens. Die heilige Schrift, auf welche die Lectüre der Leidenden beinahe ausschließlich sich beschränkte, erwies sich auch an ihr als die Quelle eines unerschöpflichen Trostes. „Weit entfernt, schreibt der Gatte, über ihren Zustand sich zu beklagen, wußte sie Gott nicht genug zu danken, daß er sie in diese Leidensschule geführt habe. Und so fand das Wort des Apostels auf sie ihre Anwendung, daß, ob auch der äußere Mensch verweset, der innere von Tag zu Tage sich erneuert.“ Am 15. Juli 1855 erlöste sie ein sanfter Tod von ihrem Leiden. Der Gatte hat seine Erinnerungen an diese Krankheitszeit und sein Gefühl der Vereinsamung in einer Reihe sinniger Gedichte niedergelegt, die er 1855 in einem kleinen Bändchen als Manuscript drucken ließ und seinen Freunden zur Weihnachtsgabe mittheilte. Die Aufgabe, von nun an allein dem Hausstande vorzustehen und dessen Geschäfte zu besorgen, war ja für ihn eine doppelt schwere, da ihn gegenüber den Angelegenheiten des äußern Lebens seine sonstige Umsicht und Besonnenheit vielfach im Stich zu lassen pflegte. Es war dieß ein merkwürdiger Contrast in seinem Wesen, dessen er sich selbst auch ganz klar bewußt war. Dem Einzelnen, auch einem Untergebenen stand er mit sichtbarer Verlegenheit gegenüber, die geringste äußere Störung konnte ihn außer Fassung bringen, während er vor der größten und gewähltesten Versammlung ohne irgend welche Befangenheit auftrat. Er, ein Meister in der Anordnung und Vertheilung wissenschaftlicher Stoffe, brauchte Mühe, um sich in den gewöhnlichsten Geschäften

zurecht zu finden; den Rubriken und Zahlen eines Eisenbahnbüchleins z. B. stand er rathlos wie einer Räthselsprache gegenüber. Rührend spricht sich dieses Gefühl seiner Unzulänglichkeit, aber auch seine Erhebung über dieselbe aus in einem Gedicht, „Die Kinder" betitelt, welches der erwähnten Liedersammlung einverleibt ist.

Wo du vertraut, schweb' ich in tausend Aengsten,
Wo du mit Recht gefürchtet, bin ich blind,
Ich bebe vor Gefahren, die nicht sind,
Und sorglos bin ich da, wo dir am bängsten.

O wüßt' ich nicht, es ruht dein stiller Segen
Auf dem von dir verlass'nen Vaterhaus,
Statt meiner führt ein Stärkerer es aus,
Ich wäre längst der schweren Last erlegen.

Nun aber seh' ich dich vor Gottes Throne,
Ich höre dich für deine Kinder flehn,
Und helfen über Bitten und Verstehn
Will ja der Vater, der uns liebt im Sohne.

Wie eine Mutter tröstet, will er trösten,
Will treuer sorgen als ein Vater thut,
Und so befehl' ich sie in seine Hut,
Nach deinem Sinn, vom Kleinsten bis zum Größten.

Auch das Abbrechen der weitern gesellschaftlichen Beziehungen, welches die lange häusliche Trübsal zur Folge haben mußte, wurde von Hagenbach vielleicht in stärkerm Maße empfunden, als es bei Andern der Fall gewesen wäre. Er war von Haus aus eine außerordentlich gesellige Natur, verstand es aber auch seinerseits wie Wenige im geselligen Kreise Scherz und Ernst, Verstand und Gemüth zu einer harmonischen Entfaltung zu bringen. Hervorzuheben ist hier, neben der schon erwähnten Freundschaft mit Liechtenhan noch diejenige mit seinem Collegen W. Wackernagel, zu welcher ebenso sehr die geistige Wahlverwandtschaft wie die Gemeinsamkeit ihrer dichterischen Begabung das Band geknüpft hatte. Er hat dem letztgenannten Freund zum Zeugniß derselben seine Lutherlieder gewidmet und in dieser Widmung es dankbar ausgesprochen, wie viel er ihm gerade nach dieser letzten Seite hin für seine poetische Ausbildung verdankte. Aber auch in weiterer Ausdehnung war es ihm, so lange wenigstens die Umstände es erlaubten, ein Bedürfniß, sein Haus den Freunden zu gastlicher Aufnahme zu öffnen, und ebenso ließ er auch seinerseits bis in sein Alter sich von Andern gerne zu Gaste bitten, ließ es aber dabei selten auch an dem Gastgeschenke fehlen,

dem poetischen Trinkspruch, für den ihm jederzeit leicht und ungesucht die sinnige Anknüpfung und der wohlklingende Ausdruck zufiel. Er entwickelte bei solchen Anlässen eine Meisterschaft in der launigen Schilderung, in der sinnigen Mischung von Witz und Ernst, in der Kunst, den einzelnen Anlaß unter allgemeine Gesichtspunkte zu stellen und wiederum diesen höhern Ideen durch jenen Farbe und Leben zu verleihen; man kann wohl sagen, daß er im Gelegenheitsgedicht von Wenigen übertroffen worden ist. Und wie leicht und mühelos ihm dasselbe aus der unmittelbaren Veranlassung heraus entstand, davon nur Ein Beispiel. Sein Freund Wackernagel hatte bei der Rectoratsfeier des Jahres 1841 eine Gedächtnißrede auf Drollinger gehalten, einen in Basel wohnhaften Dichter aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Bei dem an die Feier sich anschließenden Festmahl trug nun Hagenbach ein Gedicht vor, in welchem Drollinger selbst redend eingeführt war und welches in vollkommen gelungener Nachahmung seiner dichterischen Eigenthümlichkeit und ganz in dem schwülstigen Styl und Ton jener Zeit das Lob der Universität und insbesondre ihres Rectors verkündigte. Zur Abfassung hatte ihm die kurze Stunde genügt, welche die beiden Theile der Feier von einander trennte.

Hagenbach besaß überhaupt die Kunst in seinem geselligen Verkehr den Theologen und Geistlichen vergessen zu lassen, ohne ihn doch zu verleugnen. „Nur Theologe zu sein, bekennt er selbst, war mir nicht gegeben. Von Jugend auf hat der Sinn für Poesie überhaupt und für das Schöne in seinen verschiedensten Formen und Gestaltungen mich nicht verlassen, obschon er mit der Beschäftigung der Theologie und durch äußere und innere Kämpfe auf diesem Gebiet gar sehr zurückgedrängt wurde.“ So ist er denn auch bis in sein spätes Alter der Musik, von deren erster künstlerischer Ausübung seiner Jugendgeschichte uns berichtet hat, sehr zugethan geblieben. Als er sich zum Studium der Theologie entschloß, wurde ernstlich die Frage aufgeworfen, ob das angefangne und mit Liebe gepflegte Violinspiel auch mit den ernsten Aufgaben und Beschäftigungen des geistlichen Standes vereinbar sei. Doch erklärte sich der zu Rathe gezogene Pfarrer dahin, daß der Unterricht seinen Fortgang haben dürfe. Auch das Mitspielen im Orchester, wenigstens bei Concerten, wurde fortgesetzt, selbst als aus dem Studenten ein Professor und Prediger geworden war, und fand erst sein Ende, als er inne wurde, daß seine altmodische Kunst den Anforderungen einer fortgeschrittnen Zeit nicht mehr gewachsen sei. Aber als Zuhörer hat Hagenbach noch bis in seine letzten Jahre sowohl den öffentlichen Concerten als auch musikalischen Aufführungen im Familienkreise mit reger Theilnahme beigewohnt. Die großen classischen Meister waren seine Lieblinge; die neue Musik, sowie prahlerische Künstlichkeit der Ausführung, ließ ihn kalt. „Die Kunst, sagt er, muß darin bestehen, die Kunst zu verbergen. Der Virtuose soll der Kunst dienen, nicht die Kunst ihm.“ Auch das laute Beifallklatschen war ihm widerwärtig; er erklärt es für „eine Barbarei, die man etwa den Wilden auf den Südseeinseln nachsehen könnte, deren aber unsre gebildete Welt sich schämen sollte.“

5. Die öffentliche Thätigkeit.

Wir haben ein Recht dazu, den Werth eines Menschenlebens nicht nur nach seinem innern Gehalt, sondern auch nach der Bereitwilligkeit zu schätzen, mit welcher dasselbe auch außerhalb des engern Berufskreises für das Gemeinwohl fruchtbar gemacht wird. Gerade unter Hagenbachs Freunden und Zeitgenossen ist nun diese Pflicht des Bürgers gegenüber dem Gemeinwesen in wahrhaft großartiger Weise anerkannt und ausgeübt worden. Wenn darum Hagenbach auch für seine Person bei jener bürgerlichen Werthbestimmung mit Ehren besteht, wenn er trotz der Vielseitigkeit seiner Interessen und seiner mehr berufsmäßigen Arbeiten auch nach den mannigfachsten Richtungen hin sich in die öffentliche Thätigkeit hat hineinziehen lassen, so ist es nicht bloß ein persönlicher Charakterzug, was sich darin ausdrückt; wir blicken vielmehr in die Seele einer ganzen Zeitgenossenschaft in den Gemeingeist einer Zeit, auf welche wir Kinder mit gerechtem Stolze, vielleicht auch mit Beschämung zurückzublicken haben, wenn wir ihn, den weithin gefeierten Gelehrten und Schriftsteller, doch seiner Gesinnung und seinem Interesse nach vor allem Andern mit dem eignen Gemeinwesen verwachsen sehen, wenn wir sehen, wie er sich immer zuerst als ein lebendiges, verantwortliches Glied seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes fühlt, und wie es ihm niemals an Zeit fehlt, wo es gilt, die ihm verliehenen Gaben nach irgend einer Seite hin denselben dienstbar zu machen.

Das Jahrzehnt, in welches der Anfang seiner Lehrthätigkeit fällt, gehört ja in der That zu den schönsten und reichsten in unsrer heimathlichen Geschichte. Auf allen Lebensgebieten regen sich neue frische Triebe. Die „Wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der Basler Hochschule“ 1823 bis 1827, ist ein schönes Denkmal dafür, in welch lebendiger und fruchtbarer Berührung diese Lehrer damals sowohl unter sich wie mit dem öffentlichen Leben gestanden haben. Auch Hagenbach hat sich durch mehrere werthvolle Aufsätze daran betheiligt, freilich mit dem spätern Geständniß, daß ihn das Unternehmen allzusehr von näherliegenden wissenschaftlichen Arbeiten abgezogen habe und für ihn „ein Lockvogel für seine schriftstellerische Eitelkeit“ gewesen sei. Und nicht minder lebte in der Bürgerschaft ein frischer Sinn für gemeinnützige Interessen, und in den mannigfachen Verzweigungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, die eben damals (1826) ihr fünfzigjähriges Jubelfest feierte, war ihm ein Arbeitsfeld geöffnet, auf welchem auch Hagenbach seine Gaben in verschiedner Weise nützlich machen konnte. Er war Mitglied, eine Zeitlang auch Präsident der Commission für das Neujahrsblatt, von welchem er ja auch manche Jahrgänge selbst geschrieben hat. Und noch länger gehörte er der Commission zur Versorgung junger Taubstummen an; in seinen Gedichten findet sich unter dem Titel: „Einem Taubstummen bei seiner Confirmation“ ein

liebliches Zeugniß, wie innig er sich in die Seele dieser Unglücklichen hineinzufühlen wußte. Zweimal wurde er auch mit dem Präsidium der Gesellschaft betraut. Die Regierung wählte ihn schon in den zwanziger Jahren zum Mitglied des Erziehungsrathes und der Inspection des Gymnasiums. Ganz besonders lieb war ihm in jener Zeit die Mitarbeit an den sogenannten „Mittheilungen." Es war dies eine Art von Zeitschrift, welche gleichzeitig mit jenen oben erwähnten wissenschaftlichen Monatsheften und zum Theil von den gleichen Männern veröffentlicht wurde, und in welcher die verschiedensten Angelegenheiten der Vaterstadt, Fragen der Industrie, der Nationalökonomie, der Kirche, des Schulwesens, der Kunst, von verschiednen Seiten her eine ruhige, sachgemäße Besprechung fanden. Vergebens suchen wir etwas Derartiges gegenwärtig in der ganzen Fluth von Blättern, mit deren täglicher, monatlicher oder jährlicher Wiederkehr wir überschwemmt werden. Hagenbach betheiligte sich auch an diesem, seinem Sinne so sehr zusagenden Unternehmen durch verschiedene Kritiken und Abhandlungen und that es um so lieber, als er sich dadurch auch mit Männern von andern Berufsarten zusammengebracht und zu einer gemeinsamen Wirksamkeit vereinigt sah. Er mochte es daher gerne, daß an das schriftstellerische Unternehmen auch ein persönlicher Verkehr der daran Betheiligten sich anschloß, die sogenannte Dienstags- oder Disputirgesellschaft, in der man die Interessen der Vaterstadt in leidenschaftsloser Weise zu besprechen sich zur Aufgabe machte.

Es kamen die schweren, trüben Revolutionsjahre. Hagenbach war niemals, weder auf politischem noch auf kirchlichem Gebiete, ein Freund der starren Bewegungslosigkeit gewesen, aber noch mehr als diese war ihm das gewaltsame, gesetzwidrige Vorwärtsdrängen zuwider. „Mein Herz war bald entschlossen. Allem revolutionären Wesen abhold, schlug ich mich gleich zu denen, welche unter allen Umständen der rechtmäßigen Regierung treu zu bleiben sich das Wort gaben, obwohl ich dabei als sich von selbst verstehend voraussetzte, daß zeitgemäße Reformen Platz greifen sollten." Als die Aufforderung an die Bürgerschaft erging, sich für einen etwaigen Alarmfall zu bewaffnen, holte auch er sich seine Flinte aus dem Zeughaus, stand dann getreulich auch mit andern Freunden des Friedens und der Wissenschaft Schildwache, ja wurde sogar selbst einmal mit dem Commando einer Patrouille beauftragt. „Eine komische Figur machte ich allerdings. Von meinen Heldenthaten kann ich nicht viel erzählen; ich war nur froh, daß, als ich einmal (!) hatte laden müssen, ich nach einigen Tagen mir die Kugel wieder durfte ausziehen lassen, weil ich fürchtete, irgend ein Unglück damit anzurichten." Jedenfalls stand er mehr an seinem Platze, als er in jener stürmischen Zeit mit dem Rectorat der Universität betraut wurde. Die Niederlegung desselben im Herbst 1832, bei der er die übliche Rede zu halten hatte, gab ihm die Gelegenheit, in mannhaften Worten sowohl der Erniedrigung der Wissenschaft zum Dienst politischer Partheizwecke als auch der Muthlosigkeit entgegenzutreten, welche in den Wirren und Verlegenheiten des Augenblicks die Aufforderung zu einer völligen Preisgebung derselben, zur Auflösung der Universität, zu vernehmen glaubte. Und noch mehr stand er an seiner Stelle, als er nach vollendeter Katastrophe

im Winter 1833—34 seine öffentlichen Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation hielt, „zur Aufrechterhaltung gebeugter Gemüther und zu eigner Stärkung und Erholung", wie er selbst in der Vorrede sagt. Ein eigentlich politischer Charakter ist Hagenbach seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach nicht gewesen. Dennoch hat er, als ihn im Jahre 1847 das Vertrauen seiner Mitbürger in den Großen Rath rief, die Wahl nicht abgelehnt, sondern diese seine Stelle in der obersten Behörde bis zu seinem Tode beibehalten. Nicht als ob er sich jenes Mangels an eigentlich politischen Eigenschaften nicht wohl bewußt gewesen wäre; aber bei der unmittelbaren Verbindung, in welcher bis auf die jüngste Zeit Staat und Kirche in unserm Gemeinwesen standen, hielt er es für seine Pflicht, der letztern nicht den einzigen theologischen Vertreter zu entziehen, welchen sie in seiner Person in ihrer gesetzgebenden Behörde hatte.

Weder hier noch sonstwo hat es Hagenbach verleugnet, daß er bei aller Weite seines geistigen Wesens doch vorwiegend eine theologische Natur war, daß er in der Pflege des geistlichen und christlichen Lebens seinen wichtigsten und nächstliegenden Beruf erblickte. Jene Vermittlung zwischen Humanität und Christenthum, welche der bestimmende Grundgedanke seiner ganzen Lebensarbeit, der äußern wie der innern, gewesen ist, sollte nicht darin bestehen, daß das Christliche sich im Menschlichen verliere, sondern vielmehr daß das Menschliche ins Christliche hinaufgezogen und durch dasselbe verklärt werde. Ihm stand es fest als eine Thatsache ebenso sehr der Geschichte, wie der eignen Erfahrung, daß der Mensch nur dann ungestraft und ungeschädigt in den Strudel der weltlichen Interessen, auch der höhern und geistigen, hineintauchen kann, wenn er in der Gemeinschaft seines Erlösers das Leben aus Gott und in Gott gefunden hat und dieses Leben ihn, wie den Taucher seine Glocke, schützend umgibt und allezeit noch eine andre Luft einathmen läßt, als wie sie die Welt oder der eigne Geist ihm darzureichen vermag. Und ebenso unzertrennlich wie das des Einzelnen, war ihm auch das Wohl der Gemeinschaft, des Staates mit dem Christenthum verknüpft. In einer geistvollen Predigt, die er im Jahre 1841 zur Einführung des erneuerten Großen Rathes hielt, legt er es den Lenkern des Staates in eindringlicher Weise ans Herz, wie dessen Wohlfahrt im tiefsten Grunde durch seinen lebendigen Zusammenhang mit Christo und seinem Geiste bedingt ist, wie auch die bürgerlichen Tugenden, der freie Mannessinn, die Gewissenhaftigkeit, die Aufopferungsfähigkeit nur da gedeihen können, wo die christlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe ihre festen Wurzeln haben, wo Christus die Seele auch des staatlichen Lebens ist.

Vor allen Dingen ist es darum auch die Erweckung, Förderung und Vertiefung dieses christlichen Lebens, der Dienst der Kirche, worauf sich auch außerhalb seines engern Berufes seine Gedanken und seine Arbeiten bezogen haben. Schon jener äußere Beruf wies ihn ja in erster Linie auf dieses Gebiet, und die Geschichte seiner Jugend hat uns gezeigt, wie wenig ihn eine äußerliche Veranlassung, wie so ganz ihn der innerste Trieb seines Herzens demselben entgegenführte.

Dem Kirchenrath gehörte er seit 1827 schon durch seine Stellung in der theologischen Facultät, später und bis zu seinem Tode durch die Wahl der Regierung an. Ein Referat, welches er 1842 vor der in Schaffhausen versammelten schweizerischen Prediger-Gesellschaft vortrug, spricht die Grundsätze und Zielpunkte aus, welche ihn in der Beurtheilung und Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten geleitet haben. Manches von dem, was hier nur erst in der Form eines frommen Wunsches dasteht, durfte er in der Folge, und zwar wesentlich mit durch seine eignen Bemühungen in die Wirklichkeit treten sehen: so die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten durch Synoden, die Aufstellung einer einheitlichen Examinationsbehörde für die verschiednen reformirten Kantonalkirchen, die Einführung einer gemeinsamen Charfreitagsfeier, die würdigere Ausgestaltung des kirchlichen Gottesdienstes. Der letztern redet er mit besondrer Wärme das Wort, wie er auch später, 1863, diesen Gegenstand in einer eignen, an anregenden Winken reichen Schrift: Grundlinien der Liturgik und Homiletik, behandelt hat. Die Kirchen, sagt er in jenem Vortrage, sollen nicht bloße Hörsäle sein, in die man hineingeht bloß um durch eine Rede sich belehren, vielleicht auch unterhalten zu lassen, und die christliche Gemeinde kein „Publicum, das ein Prediger sich heranzieht, und das ihm zu Gefallen ‚läuft', und das am Liebsten ohne Gesang zur Kirche käme und ohne Segen sie verließe." Zweck und Inhalt des christlichen Gottesdienstes ist ihm vielmehr die Feier, die Sammlung und Erquickung der Seele in Gott, die Erhebung aus dem alltäglichen in ein höheres himmlisches Leben, eine Erhebung, für welche neben der Predigt auch der Gesang und die Gemeinschaft des Gebetes wesentliche und darum nicht nebensächlich zu behandelnde Mittel sind. So sehr er seiner ganzen Glaubensüberzeugung nach von der Lehre der römisch-katholischen Kirche entfernt war, so war er doch der Ansicht, daß auch die protestantische und insonderheit die reformirte in Bezug auf die Lebendigkeit und sinnvolle Ausgestaltung des Gottesdienstes noch Manches von jener lernen könne. Mit Freuden hat er es darum begrüßt und gerne auch selbst dazu mitgewirkt, als es sich darum handelte, durch Herstellung eines neuen Gesangbuches der kirchlichen und der häuslichen Erbauung zu Hülfe zu kommen.

Wir würden jedoch, was Hagenbach für unsre Kirche geleistet, und noch mehr, was er für sie erstrebt hat, nur sehr unvollkommen zur Darstellung bringen, wenn wir uns dabei bloß an diese Eine, uns ja allerdings zunächstliegende Seite seines kirchlichen Wirkens halten wollten. So innig er seiner Vaterstadt zugethan war und so tief er ihre eigenthümlichen Vorzüge zu würdigen wußte, so ist er doch niemals, was man so nennt, ein Pfahlbürger gewesen, sondern immer war es ihm zugleich ein Bedürfniß, die Verbindung auch mit unserm weitern Vaterlande aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Die Isolirung, in welche nach dem frühern regen Verkehr und Austausch die einzelnen evangelischen Kirchen der Schweiz gegenseitig gegen einander getreten waren, erschien ihm als eine wesentliche Schädigung derselben, und es war sein ganzes Leben hindurch ein Hauptziel seiner Thätigkeit, die trennenden Scheidewände zu beseitigen oder doch wenigstens mit

Thüren und Fenstern zu versehen, damit die getrennten Geschwister unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit doch ihre Gaben und Erfahrungen an einander austauschen und wiederum als die Bewohner Eines Hauses und als eine Familie sich fühlen könnten. Es war ihm nicht genug, daß er mit einzelnen hervorragenden Geistlichen aus andern Kantonen in einem persönlichen und brieflichen Verkehr stand — so um von den noch lebenden nicht zu reden u. A. mit Jeremias Gotthelf, mit den beiden zu früh verstorbnen Zürcher Theologen Leonh. Usteri und Ludw. Hirzel; er suchte auch die schweizerischen Geistlichen überhaupt einander nahe zu bringen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Verpflichtung zu gegenseitiger Ergänzung in ihren Kreisen zu wecken. Es war ihm daher angelegen, die wenigen vorhandnen Bindemittel dieser Art zu pflegen und sie durch neue zu verstärken. Mit auf seine Anregung hin wurde im Jahr 1839 die Schweizerische Predigergesellschaft gestiftet, eine freie Vereinigung der Geistlichen, die sich jährlich im August zu dem Zwecke versammelt, durch persönliche Bekanntschaft und Besprechung wichtiger Fragen eine Gemeinschaft der einzelnen Kirchen miteinander zu vermitteln. Häufig wurden diese Versammlungen von Hagenbach besucht und selten kam er dabei mit leeren Händen. Nahm er nicht an den Verhandlungen Theil, so hatte er doch sein Festgedicht bereit, in dessen gebundener Rede sich seine Stellung zu denselben oft noch treffender und zu Herzen gehender aussprach als sein freies Wort es vermocht hätte.

Noch ungleich mehr und nachhaltiger jedoch hat Hagenbach nach dieser Richtung hin gewirkt durch die 24 Jahre lang von ihm geführte Redaction des Kirchenblattes für die reformirte Schweiz. Auch dieses Unternehmen verdankte seine Entstehung dem gleichen Bedürfniß, aus welchem die Predigergesellschaft hervorgegangen war, wie denn auch die Anregung dazu auf einer ihrer Versammlungen gegeben wurde; wie diese äußerlich einmal im Jahre, so sollte das Blatt fortwährend und auf literarischem Wege ein Verkehrsmittel sein für die verschiedenen reformirten Kirchen des Vaterlandes, ein Sprechsaal, in welchem die mannigfaltigen Richtungen und Bedürfnisse derselben zum Worte kommen und die einzelnen Kreise einander ihre Erfahrungen mittheilen könnten. Hagenbach selbst hatte sich an der Gründung des Blattes nicht betheiligt; er hat sich überhaupt nie selber hervorgedrängt und immer nur ungern an die Spitze stellen lassen; dennoch hielt er es, als die mit der Ausführung betraute Commission im Herbst 1844 ihn um die Uebernahme der Redaction bat, für seine Pflicht, sich der wenn auch zeitraubenden und vielfach undankbaren Arbeit zu unterziehen. Er stand, als das Blatt im Januar 1845 in die Oeffentlichkeit trat, in der vollen Reife seines Lebens. Seine theologischen Ueberzeugungen waren klar und fest geworden; er hatte zu den kirchlichen Parteien der Zeit Stellung genommen und innere Gewißheit erhalten über die Aufgabe, die ihm Gott ihnen gegenüber zugewiesen hatte. So hat er denn, indem er von nun an beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch dem Kirchenblatt seine volle Liebe und einen großen Theil seiner Kraft und Arbeitszeit widmete, nicht nur dem Blatte selbst eine große Verbreitung

und allgemeine Achtung verschafft, sondern auch durch dasselbe zur Erbauung und zum Frieden unsrer Kirche unberechenbar Vieles beigetragen. Sein reicher und vielseitiger Geist und wiederum seine Gabe der leichten und geschmackvollen Darstellung konnten sich gerade hier im vollsten Maße entfalten. Er hat Liebe und Verständniß für die verschiedensten Erscheinungen des christlichen Lebens, der Literatur und der Kunst, und was er erzählt, sei es von christlichen Festen und Versammlungen, sei es von kirchlichen Einrichtungen und Liebeswerken oder von neu erschienenen Büchern, Alles ist in frische Anschaulichkeit, in Bild und Farbe gekleidet und trägt den Stempel einer eigenen Lauterkeit und Herzensgüte. Er konnte erbaulich sein ohne zu predigen, ernst ohne zu schelten, launig und witzig ohne zu verletzen. Natürlich stand er in dieser seiner Arbeit nicht allein, sondern wurde durch tüchtige Mitarbeiter namentlich aus den übrigen Kantonen der Schweiz unterstützt; es war ein freudiges, gesegnetes Zusammenwirken der verschiedenen Geister und Gaben, die er so in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe zum Dienste der vaterländischen Kirche zu vereinigen wußte.

Mit dieser Gemeinschaft des Wortes und des schriftlichen Verkehrs wußte Hagenbach endlich auch noch eine weitere aufs Engste zu verbinden, in welcher die einzelnen Kirchen zu einem gemeinsamen Werke, zur Erfüllung einer ihnen Allen obliegenden Liebespflicht sich die Hände reichen sollten: den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein. Auch hier war die erste Anregung nicht von ihm selbst, sondern von zweien seiner Freunde, ausgegangen, Professor de Wette und Pfarrer Le Grand; aber auch hier war Hagenbach als derjenige Mann erkannt worden, der vermöge seiner geistigen Begabung und Richtung am Besten geeignet wäre, ein derartiges Werk zu leiten und die verschiedenen christlichen Kreise des Vaterlandes in dessen Interesse hineinzuziehen. Wie in Deutschland der sogenannte Gustav-Adolf-Verein, so hat es sich dieser Verein in der Schweiz zur Aufgabe gesetzt, sich der in katholischen Ländern wohnenden Glaubensgenossen anzunehmen und durch die Erbauung von Gotteshäusern, durch Unterstützung ihrer Seelsorger und Lehrer sie in der Verbindung mit der eignen Kirche festzuhalten. Hagenbach hat demselben, sobald er im Jahre 1843 förmlich constituirt war, bis zu seinem Tode, also 31 Jahre lang, mit großer Treue und Hingebung vorgestanden und das von ihm mit so viel Liebe gepflegte Werk nun seiner Kirche als ein Vermächtniß hinterlassen, in dessen Fortführung sie seinem Andenken das beste Denkmal stiften wird.

Bei dieser mannigfaltigen Wirksamkeit nach außen blieb ihm aber doch diejenige Thätigkeit die liebste und wichtigste, welche ihm schon Anfangs als der Hauptinhalt seines geistlichen Berufes vor Augen geschwebt hatte, und welche ja auch in der That für unsre evangelische Kirche nie aufhören darf, den Mittelpunkt derselben zu bilden, die Verkündigung des Wortes Gottes in der Predigt. Mit seinem akademischen Lehramte stand zwar die Predigtthätigkeit nicht, wie es etwa sonst der Fall ist, in unmittelbarer Verbindung; dennoch hat er sie bis kurz vor seinem

Tode fleißig ausgeübt und sie war ihm sein Leben lang ein Bedürfniß und eine hohe Freude. Kaum dürfte in Basel eine Kanzel sein, auf welcher er nicht gestanden, und vielfach oft gestanden hätte. Und wenn er so vor der Gemeinde stand, mit seinem klaren, lebensvollen Blick, seiner würdigen, freien Haltung, in dem Talar, der ihn so wohl kleidete und so frei und so natürlich sich um ihn herumlegte, so fühlte man es schon dieser äußern Erscheinung ab, wie er hier an der durch sein innerstes Wesen ihm zugewiesenen Stelle stehe. Auch der störende Eindruck, den etwa sonst die ungewöhnlich hohe Stimme bei der ersten Begegnung verursachte, verschwand hier völlig vor dem Ernst und der Würde seines Vortrags. Es lag etwas im edelsten Sinne Priesterliches in diesem seinem Auftreten. Man begreift es daher, daß, als vor der Sicherstellung seines akademischen Lehramts die Helferstelle zu St. Peter vacant war, er für einen Augenblick ernstlich die Frage an sich herantreten ließ, ob er sich nicht, was damals Sitte war, zu derselben melden sollte. Immerhin hat er es wohl mit Recht als eine gute Fügung angesehen, daß er auf dem bereits betretenen Geleise festgehalten wurde. Der Geistliche ist ja nicht nur Prediger, sondern ebensosehr Seelsorger, und zu dem letztern fehlte ihm vielleicht in eben dem Grade das Geschick, wie er zum Predigen Talent und Neigung besaß. Er gesteht selbst, daß er rohen Menschen, etwa einem zankenden Ehepaar gegenüber von vornherein verloren gewesen wäre. Auch als theologischer Lehrer hat er übrigens seiner Predigtweise eine im edlen Sinne volksthümliche und praktische Haltung zu bewahren gewußt; er wollte nicht vom Kopf zum Kopfe, sondern vom Herzen zum Herzen reden, nicht den Fragen oder gar den Grübeleien des Verstandes, sondern den Fragen und Sorgen des nach Gott suchenden Gemüthes und Gewissens entgegenkommen; er wollte lieber, daß man seinen Predigten die Tiefe, als daß man ihnen die Verständlichkeit abspräche. „Nach außen die klare, verständliche Rede, nach innen den tiefer forschenden Sinn zu kehren, schien mir des theologischen Lehrers würdig; das Herumfahren mit der Stange im Nebel war mir besonders an Predigern zuwider, die da meinten, sie müßten den Dunst des Studirzimmers als einen Gott wohlgefälligen Opferrauch auf den Altar des Herrn bringen. Ich rang bei allen meinen Vorträgen nach Objectivität (sachgemäßer Behandlung) und weit entfernt einen Text immer erschöpfen zu wollen, gab ich oft weniger, als ich hatte, sprach absichtlich weniger aus, als ich fühlte, und oft, wenn der Gedankengang nach innen sich vertiefen wollte, bog ich ihn absichtlich nach außen um, damit das Ganze eine Rundung und Gestaltung bekomme im Ausdruck und auch die gewinne, die keine Liebhaber von allzu Tiefem sind.“ Neben dieser Verbindung von verständiger Nüchternheit und gläubiger Innigkeit ist als ein weiterer Vorzug von Hagenbach's Predigten noch die Art hervorzuheben, wie darin die christliche Religion auch mit den weitern Gebieten des sittlichen und bürgerlichen Lebens in Beziehung gebracht ist. Er wußte den ganzen Bereich desselben zu umspannen, ohne doch darüber die tiefsten Bedürfnisse des Herzens nach Heil und Heiligung unbefriedigt zu lassen. Er hat auch auf der Kanzel seinen bürgerlichen Sinn nicht verleugnet; es war ihm auch da ein

Anliegen, dem Einzelnen zum Bewußtsein zu bringen, in was für einer innigen Verbindung er mit dem großen Ganzen des Staates und der Kirche stehe, und was für wichtige Pflichten auch hieraus ihm erwachsen, umgekehrt aber auch die Zustände und Aufgaben dieses Gemeinschaftslebens durch das evangelische Schriftwort zu beleuchten. So sind seine auch der stylistischen Form nach ausgezeichneten Predigten, von denen er eine Auswahl in acht Bändchen in den Druck gegeben hat, für Viele eine reiche Quelle der Erbauung und der Belehrung geworden, und auch nach seinem Tode wird er nicht aufhören, durch dieses sein Wort unter uns fortzuleben.

6. Die schriftstellerischen Arbeiten.

Die zuletzt erwähnten Punkte, Hagenbachs Thätigkeit am Kirchenblatt und die Herausgabe seiner Predigten, haben uns schließlich noch auf dasjenige Gebiet geführt, welches am meisten seinen Namen auch nach außen hin zu einem berühmten und geliebten gemacht hat, auf seine schriftstellerische Thätigkeit. Er ist in derselben ebenso fruchtbar wie glücklich gewesen; seine Bücher haben, so verschieden sie auch sein mochten, sämmtlich eine Aufnahme und Verbreitung gefunden, wie sie sonst wenigen zu Theil wird; fast alle sind nicht bloß mehrfach aufgelegt, sondern auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Aber wenn wir näher zusehen, so haben doch auch sie ihre ersten Wurzeln in unserm Heimathboden, sind aus bestimmten Bedürfnissen entstanden, wie sie ihm theils die akademische Lehrthätigkeit, theils die unmittelbare kirchliche Gegenwart nahe legten, sind also wiederum Zeugnisse und Früchte seines innigen Zusammenlebens und Verwachsenseins mit dem kirchlichen und bürgerlichen Leben der Vaterstadt. Gewiß hat dieser Umstand auch nicht wenig dazu beigetragen, den Schriften Hagenbachs jene eigenthümliche Frische und Wärme mitzutheilen, durch welche er für so viele Kreise ein Lieblingsschriftsteller geworden ist.

Von den im engern Sinne theologischen Schriften wurde schon bei der Schilderung seines akademischen Berufslebens gesprochen. Gelehrte Werke, in welchen der wissenschaftlichen Erkenntniß neue Aufschlüsse gegeben würden, sind sie nicht, aber Lehrbücher, durch welche die Studirenden auf treffliche Weise in die Wissenschaft eingeführt, mit dem Stoff derselben bekannt gemacht und zu tieferem Nachdenken angeregt werden. Wer kann sagen, wie mancherlei Lebenskeime diese in tausend und zehntausenden von Exemplaren verbreiteten Schriften in die evangelische Kirche hinausgetragen haben? Andre schriftstellerische Arbeiten verdanken ihre Entstehung seiner Theilnahme an hiesigen Gesellschaften wie der historischen und der Predigergesellschaft. Für die erstere namentlich, an deren Gründung er mitbetheiligt war und deren Präsidium ihm wiederholt übertragen wurde, hat er zwei bedeutende Arbeiten geliefert, über den Proceß und die Amtsentsetzung des gelehrten Pfarrers J. J. Wetstein und über das Leben und die freundschaftlichen Beziehungen des Basler Bandfabrikanten Jakob Sarasin, die beide als werthvolle Beiträge zur Kirchen- und Culturgeschichte

des vorigen Jahrhunders hochgeschätzt sind. Auch die große von unserm Mitbürger Professor Herzog in Erlangen herausgegebne „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“ enthält in ihren 21 Bänden manche Frucht von Hagenbachs gelehrter Forschung. Und am meisten hat er vielleicht solchen Forscherfleiß noch in demjenigen seiner Werke entwickelt, welches unter allen am wenigsten bekannt geworden ist, in seiner „Geschichte der ersten Baslerconfession.“ Das Buch gibt mehr als der Titel verspricht; es stellt uns in seinem bescheidnen Rahmen die wichtigsten Begebenheiten aus der frühern Geschichte unsrer Basler Kirche vor Augen, vielfach auf Grund von Urkunden, welche früher noch gar nicht benutzt waren, und bleibt in dieser Beziehung ein lehrreicher Wegweiser für alle Diejenigen, welche sich mit unsrer kirchlichen Vergangenheit näher bekannt machen wollen. Noch ausführlicher, aber weniger selbständig hat dann Hagenbach ungefähr dreißig Jahre später in seinem Leben des Oekolampad und des Myconius die Geschichte unsrer Basler Reformation dargestellt. Er gesteht selbst, daß es seine Vorliebe nicht gewesen sei, in alten Urkunden herumzustöbern; vielmehr entsprach es seinem Sinne, das schon gegebne Material zum lebendigen und anschaulichen Bilde auszugestalten, wobei er sich freilich auch die Mühe des Suchens und des Prüfens, das sogenannte Quellenstudium, durchaus nicht hat verdrießen lassen. Sein schriftstellerisches Meisterwerk, das eigentliche Hauptwerk seines Lebens, an welchem er volle vierzig Jahre lang gearbeitet hat, ist darum auch seine auf einen weitern Leserkreis berechnete Geschichte der christlichen Kirche. Er sah es wie einen Abschluß seiner Lebensthätigkeit an, als er in seinen letzten Jahren noch das ursprünglich in einzelnen Abtheilungen erschienene Werk zu einem Ganzen zu überarbeiten Gelegenheit erhielt. In dieser Form umfaßt es sieben starke Bände und ist so recht der Ausdruck nicht nur seiner umfassenden Gelehrsamkeit, sondern auch seines milden Sinnes und seiner klaren und frommen Lebensauffassung. Es ist ein Geschichtswerk, das namentlich für die Geschichte des Protestantismus und dessen Beziehungen zu der Literatur und der Culturgeschichte auch unter den streng historischen Arbeiten eine hervorragende Stellung einnimmt, und ist zugleich eine Erbauungsschrift im besten Sinne des Wortes, welche schon in Vielen den erstorbnen christlichen Sinn wieder geweckt, namentlich auch in mehr als einem Jüngling die Liebe zum geistlichen Amt und den Entschluß sich ihm zu weihen hervorgerufen hat, und in welcher Hagenbach selbst wahr macht, was er in einer seiner frühesten Schriften ausgesprochen hatte: nur der Christ mit voller Ueberzeugung und Gesinnung kann Kirchengeschichte schreiben.

Zu Hagenbachs schriftstellerischen Werken gehören aber auch, und für uns wahrlich nicht zuletzt, seine Gedichte, deren im Laufe der Erzählung schon mehrfache Erwähnung gethan wurde. Manche derselben waren schon früher in einzelnen Blättern und Jahrbüchern wie dem „Morgenblatt“, den „Erheiterungen“ und vor Allem den „Alpenrosen“ veröffentlicht worden, welch letztere sogar eine Zeitlang von ihm selbst in Verbindung mit seinen Freunden Wackernagel und Fröhlich herausgegeben wurden. Im Jahr 1846 erschienen endlich die Gedichte in zwei selbständigen Bänden gesammelt

und die Aufnahme, die sie fanden, war der Art, daß 1863 eine neue, durch mehrere Zugaben bereicherte Auflage veranstaltet werden konnte. Sie waren ja allerdings nicht geeignet, ihm nach Außen hin in dem Grad einen Namen zu verschaffen, wie ihm seine kirchenhistorischen und im engern Sinn theologischen Arbeiten einen solchen in der Geschichte der Theologie eingetragen haben; dazu fehlt ihnen zu sehr, was der Dichtung in erster Linie eigen sein soll, der Schwung und die Kraft der Phantasie; auch gehören die Gedichte allgemeinern Inhalts fast sämmtlich einer noch sehr jugendlichen Zeit an; dafür werden sie um so frischer im Gemüth und in der Erinnerung der eignen Mitbürger fortleben, wie sich denn auch die besten derselben an die Geschichte, die Eigenthümlichkeit, die Sprache unsrer Vaterstadt oder an Ereignisse in Hagenbachs eignem häuslichen Leben anschließen. Was ihm als Dichter fehlt, und was er als Dichter zu bieten hat, faßt er selbst in lieblicher Weise zusammen, wenn er sagt:

Ein Dichter bin ich nicht, ich will es frei bekennen,
Wollt ihr den Genius, den schaffenden, so nennen ...
Doch wenn der Frühling sich in Winterträumen regt,
Ein stilles Glück von Gott mir tief das Herz bewegt,
Bei Andrer Freud und Leid, in süßer Wehmuth Stunden,
Da hat sich erst im Lied mein Herz zurecht gefunden,
Da ward ihm wieder leicht, und was mir dunkel war,
So lang es Prosa blieb, in Versen ward mir's klar.
Auch wo ein freundlich Bild mir winkt in der Geschichte,
Da halt' ich's gerne fest, erzählend im Gedichte.
So auch des Weisen Wort, damit ich's nicht verliere,
Fass' ich die Perle ein, daß sie den Ring mir ziere.
So treib' ich's harmlos fort, und was ich bringen kann,
Das bring' ich, nimmt er's an, geruhig an den Mann,
Und wo's der Mann nicht will, versuch' ich's bei den Frauen,
Nachdem ich's mitgetheilt der eignen im Vertrauen.
Dann macht sich's weiter Bahn und kommt so weit herum,
Als eben reichen soll und mag mein Publicum,
Und wenn dann eine Hand mir still die meine drückt,
Dann bin ich schon vergnügt und mehr als hochbeglückt.

In der That dürften unter diesen Gedichten die anschaulichen poetischen Erzählungen, unter denen wieder diejenigen aus dem Leben Luthers hervorragen, und die sinnigen, gehaltvollen Sprüche als besonders gelungen zu bezeichnen sein. Zu den letztern können wir auch die Räthsel

und Charaden rechnen, von denen eine große Anzahl, nahe an hundert, handschriftlich gesammelt sind und aus denen wir zur Probe folgende zwei kurze herausheben:

I.

Mich führt der Gärtner um die Stadt,
Mich macht, wer Capitalien hat;
Wer keine hat, und hat doch mich,
Kann mich entbehren sicherlich.

II.

Mein Erstes ist ein Theil des Zweiten,
Es trägt das Zweit' mitsammt der Krone.
Mein Ganzes galt einst mehr vor Zeiten,
Doch heut' auch ist es nicht ganz ohne.
Obgleich, wer ist ein ganzer Mann,
Des Ganzen leicht entbehren kann.

Vor allem Andern ist aber Hagenbachs Poesie, wie er sie selbst charakterisirt, edle, zarte Hauspoesie, die über die Vorkommnisse des täglichen oder festlichen Lebens, die fröhlichen wie die traurigen, den Schimmer tieferer Beziehungen und eines gemüthvollen Verständnisses zu werfen weiß, gleichsam ein freundliches Licht, das er uns in unserm Hause anzündet und das dessen verschiedne Räume, die Kinderstube wie das Krankenzimmer mit einem milden ahnungsreichen Scheine durchleuchtet. Wie kindlich weiß er in seinen Kinderliedern von den kleinen Freuden und Festen der Jugend zu reden, wie einfach und lebendig in seinem „Schülertuch" die Geschichte des großen Erdbebens in das Bild einer Basler Bürgerfamilie hineinzuweben! Und unmittelbar hinter diesen muntern Kinderliedern und den hübschen, sinnigen Kinderräthseln stehen die Todtenkränze, Lieder der wehmüthigen Erinnerung an die verstorbnen Kinder, Geschwister und Freunde. Mit Recht zählt sie ein Beurtheiler zu dem Schönsten und Besten in der ganzen Sammlung. Sie alle sind durchzogen von dem, was Hagenbach in jenem früher angeführten Ausspruch seinen dynamischen Begriff von der Freundschaft genannt hat, von der lebendigen Gewißheit, daß es für wahrhaft geeinte und im christlichen Geiste verbundne Seelen keine Trennung gibt, daß was uns mit unsern verstorbnen Lieben in Gemeinschaft hält, mehr ist, als eine bloße Erinnerung an sie, eine gedächtnißmäßige Vergegenwärtigung von etwas Fernem und Vergangnem, sondern ein wirkliches Nahesein derselben, ein Fortleben mit und in unserm Geiste, inniger und wahrer als wir mit unserm Denken und Fühlen es je erfassen können:

Und sind mir auch verhüllt die lichten Bahnen,
In denen euer Leben sich bewegt,
Doch folg' ich gern dem stillen süßen Ahnen,
Das mich hinan zu euern Höhen trägt,
Ich fühl's, ihr seid uns näher als wir's meinen,
Und eben darum nenn' ich euch die Meinen.

Und seid ihr auch dem Wechselkampf enthoben,
Der mächtig uns in seinen Strudel zieht,
Wer weiß, wie weit auch euer Loos verwoben
In unser Loos? Nur Einer übersieht
Die große Kette, die er selbst geschlungen
Mit ihren feingemess'nen Gliederungen. . . .

Trennung ist Schein; Getrenntes muß sich finden,
Im Glauben hat es sich gefunden schon,
Und so wir heut im Glauben überwinden,
Sind heut wir schon vereint vor Gottes Thron,
Vor den in einem Geist die Geister treten,
Zu dem sie All' aus einem Herzen beten. . . .

O bleibet mein, und ganz und gar die Meinen,
Wir halten uns in treuer Liebe fest;
Bald wird der Tag, der große Tag erscheinen,
Der Alles uns im Licht erkennen läßt,
Ich laß euch nicht, und bis der Tag erschienen,
Muß auch der Schmerz der Hoffnungsfreude dienen.

Und zu diesem Einen versöhnenden Grundgefühl gesellt sich noch ein zweites, der Glaube, daß gerade in solchen schmerzlichen Erfahrungen die heilsame und heiligende Zucht seines Gottes sich ihm am tiefsten und wirksamsten offenbare. Seine Gedichte: Es jährt sich und verklärt sich, Stillehalten, Thränensaat und Freudenernte sind herrliche Zeugnisse dieses in Gott gelassenen und in Gott sich fassenden Sinnes:

Schöne, freudenreiche Tage
Schenkte deine Liebe mir;
Vor dem Danke schwieg die Klage,

Nur Erwünschtes dankt' ich dir;
Und nun wär' mein Danken aus,
Weil Du führst ins Klagehaus?

Nein, nun erst will ich erkennen
Deiner tiefsten Liebe Grund,
Nun erst recht dich Vater nennen,
Der sich thut als Vater kund,
Der mich als sein Kind erzieht
Und nur auf mein Bestes sieht.

Ob sich dann die Tage trüben
Und gar finster wird die Nacht,
Herz! du kannst, du sollst dich üben
In der Zucht, die selig macht,
In der Zucht, die ungesucht
Reifen macht des Himmels Frucht.

Süße Frucht aus bittern Samen,
Reines Gold aus heißer Gluth,
Ueber alle stolzen Namen
Einzig wesenhaftes Gut!
Seelenruhe, Seelenheil,
Endlich wirst du mir zu Theil.

7. Der Lebensabend.

Im Ganzen war es doch ein reiches, in seltner Harmonie sich entfaltendes Leben, dessen Hagenbach sich freuen durfte. Und dieser Charakter sollte ihm auch bis ans Ende bewahrt bleiben. Fünfzig Jahre lang konnte er beinahe ununterbrochen seinem akademischen Berufe nachkommen und in und außer demselben jene vielseitige und gesegnete Thätigkeit ausüben, deren hauptsächliche Zweige wir im Vorhergehenden uns zu vergegenwärtigen versucht haben. Und daß er dies konnte, daß für ein so ausgebreitetes Wirken die Zeit ihm nicht zu kurz wurde, das verdankt er, seiner eignen Aussage nach, neben einer angebornen Leichtigkeit im Arbeiten und einer beinahe ungestörten Gesundheit vorzüglich seiner Gewohnheit mit der Zeit gewissenhaft umzugehen und namentlich auch die Morgenstunden für sein Arbeiten zu verwenden. Dafür verbrachte er dann die Abendstunden gern im Kreis seiner Familie oder seiner Freunde. Das verlorne häusliche Leben blühte

ihm neu auf in der Familie seines ältesten Sohnes; er litt es gerne, wenn die Enkel in dem still gewordnen großväterlichen Haus und Gärtchen ihr munteres Wesen trieben. Eine ähnliche harmonische Vollendung sollte auch seinem Berufsleben noch zu Theil werden.

Schon einmal hatte, als die ersten fünfundzwanzig Jahre seiner akademischen Laufbahn sich abschlossen, die Universität ihm und seinem Collegen, Herrn Prof. J. J. Staehelin ein Jubiläum bereitet. De Wette, der damals beim Feste das Wort führte, schloß seine Rede mit dem Wunsche: „Möge ihm einst, an seinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum der schöne Sabbath bereitet sein, wo er, im Rückblick auf die durchlaufene Arbeitsbahn und überhaupt auf unsere vielbewegte und verwirrte Zeit mit gottinniger Freude sagen könne: Gott hat Alles wohl gemacht, aus der Finsterniß hat er Licht, aus der Verwirrung Ordnung und Gestalt, aus der Zwietracht Eintracht hervorgerufen.“ Für Hagenbachs eigne Person wenigstens ist dieser Wunsch in schöner Weise zur Wirklichkeit geworden. Mit dem gleichen Freunde durfte er am 9. Sept. 1873 zum fünfzigsten Male den Tag wiederkehren sehen, an dem sie Beide in ihre akademische Thätigkeit waren eingeführt worden — ein Doppeljubiläum, wie es eine Hochschule selten zu feiern die Gelegenheit hat. Nicht nur die Universität, sondern man kann wohl sagen, ganz Basel beging diesen Tag als einen Ehrentag und ließ es sich angelegen sein, durch Wort und That den beiden Lehrern die allgemeine dankbare Mitfreude an diesem ihrem Jubelfeste zu bezeugen. Als in der festlichen Versammlung in der Aula des Museums von Seiten der verschiednen Behörden den beiden Jubilaren die frohen Glückwünsche und Dankesbezeugungen entgegengebracht wurden, nahm Hagenbach davon den Anlaß, selbst sich über sein vergangenes Wirken in edler Einfachheit auszusprechen. Bescheiden lehnte er die ihm gewordnen Lobsprüche ab, da sie ihn im Grunde doch nur mit tiefer Beschämung erfüllen müßten. Mit geringen Kenntnissen sei er als junger Docent aufgetreten, habe dann vor Allem durch eignes Lehren gelernt, und das wäre ja allerdings etwas Merkwürdiges, wenn einer, der hundert Semester docirt habe, es in dieser Beziehung nicht zu etwas Ordentlichem hätte bringen können. Es war ein eigenthümlicher Genuß, den schlichten Worten zuzuhören, in denen er die ihm zu Theil gewordene Anerkennung in ihre Grenzen wies. An dem frischen, unverdüsterten Antlitz schienen die fünfzig Jahre mit all ihren Anstrengungen und Stürmen vorüber gegangen zu sein ohne Narben zu hinterlassen; auch von einer Krankheit, die ihn einige Monate vorher befallen hatte, waren kaum mehr einige Spuren zu bemerken; es traf auch bei ihm zu, was er einst seinem Vater zu dessen fünfzigjährigem Doctorjubiläum hatte singen können:

Von Schnee bemerk' ich unterm Doctorhute
Nicht eine Spur, kaum eine leise Flocke,
Den grünen Kranz erhöht die dunkle Locke.

Aber die Hoffnung, die an dieses noch so rüstige und lebensmuthige Aussehen sich knüpfte, sollte leider nicht in Erfüllung gehen. Ihm selbst stand die Ahnung einer baldigen Auflösung

vor der Seele. An den Anfang des Kalenders, in welchem er seiner Gewohnheit nach seine Notirungen für das Jahr 1874 zu machen gedachte, schrieb er die Worte:

Was wird es zu notiren geben
In diesem Jahr?
Von Freud' und Leid, von Tod und Leben —
Und werd' ich selber gar
Den Griffel müssen niederlegen?
Ich weiß es nicht,
Doch weiß ich, daß auf dunkeln Wegen
Der Herr die Seinen führt zum Licht,
Und dies sei meine Zuversicht.

Schon während des Winters stellten sich neue Krankheitsanfälle ein, die ihn nöthigten seine Vorlesungen vor der Zeit zu schließen. Er hatte in diesem Winter sich von den Verpflichtungen seiner Professur losgemacht, und sein Plan war, seine Thätigkeit nach dieser Richtung hin auf einige ihm besonders zusagende Fächer zu beschränken, und die ihm noch übrig bleibenden Lebensjahre nicht unthätig, aber doch in freier Ruhe zu verbringen. Ein neues Arbeitsfeld schien sich ihm gerade damals zu eröffnen durch die vom großen Rathe beschlossene synodale Organisation unsrer Landeskirche. Lange hatte er auf dieselbe hingearbeitet, ja bereits dreißig Jahre vorher bestimmte Vorschläge dazu eingebracht; und wenn auch die Gestalt, in welcher sie jetzt endlich ins Leben treten sollte, seinem Sinne nicht ganz entsprach, so war er doch entschlossen, seine Erfahrung und seine Kraft in derselben zum Gedeihen des kirchlichen Lebens einzusetzen. Er freute sich innig, daß er als das älteste Mitglied der neu gewählten Synode die Sitzungen derselben sollte eröffnen dürfen; es sollte ihm eine Gelegenheit sein, sich öffentlich über seine kirchliche Stellung auszusprechen. Aber drei Wochen, ehe diese Eröffnung stattfand, am 23. Mai 1874 wurde er von einer Brustfellentzündung ergriffen, die gleich Anfangs ernste Besorgnisse erregte. Als das Fieber nachließ, hofften er und Andre wieder auf Genesung. Allein den 7. Juni an einem Sonntag Morgen machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Er hatte eben in dem Neuen Testament gelesen, welches seiner — gleichfalls an einem Sonntag Morgen — ihm vorangegangnen Gattin angehört und welches er sich für diese seine stille Morgenandacht ausdrücklich hatte reichen lassen; neben ihm, auf dem Tisch stand in einem Glase eine frischgepflückte Rose. So traf ihn eine ihn besuchende nahe Anverwandte. Mit Anspielung auf den Namen, mit welchem Hagenbach seine Frau zu nennen gewohnt war, bemerkte sie scherzhaft, wie poetisch sich das zusammenfüge, die frische Rose neben dem Testament seines entschlafnen „Röschens". Es könnte ihm Stoff zu einem Gedichte geben. Zu einem solchen, meinte der Kranke, fühle er sich jetzt zu matt; doch erkundigte er sich

lebhaft und theilnehmend nach dem Befinden ihrer Angehörigen. Während des Gesprächs fiel er plötzlich in sein Kissen zurück. Es war seine letzte Bewegung. Leise und sanft, wie er es sich gewünscht, hatte ihn der Tod überrascht. Unvorbereitet hat er ihn ja nicht getroffen. Er hatte in den vergangnen Monaten öfters den Seinigen gegenüber sich ausgesprochen, wie freudig er ihm entgegen sehe; die Liebe seines himmlischen Vaters und die Kraft seiner Erlösung war für ihn eine Glaubenserfahrung, von der er wußte, daß der Tod sie ihm nur zum Schauen vollenden könne. Außer jenem Gedichte zum Jahresanfang fanden sich noch in dem gleichen Notizbuch bei seinem Geburtstage, 4. März 1874 die Worte:

Mach's mit mir, Herr, wie's Dir gefällt.
Soll scheiden ich aus dieser Welt,
So löse selber Du das Band,
Wie Du's geknüpft mit zarter Hand.

Nichts hält mich länger hier zurück,
Nicht Ehrenpreis, nicht Erdenglück;
Nur eines acht' ich mir Gewinn:
Daß hier wie dort Dein Kind ich bin.

Selten ist wohl in Basel ein Leichenbegängniß unter so allgemeiner und vielseitiger Theilnahme gefeiert worden, wie dasjenige Hagenbachs. Sie hat am Besten Zeugniß abgelegt für die dankbare Anerkennung, welche ihm gegenüber auch nach seinem Tode in den verschiedensten Kreisen noch fortlebt, aber auch für den Schmerz, mit welchem man von diesem bis zum Schlusse noch so kräftigen und segensreichen Leben Abschied nahm. Nun das Grab sich über ihm geschlossen hat und der Schmerz der Trennung vernarbt ist, dürfen wir uns aber doch vor Allem freuen, daß uns in diesem Leben ein Vorbild menschlichen Strebens, Arbeitens und Glaubens, aber auch ein Kunstwerk göttlicher Führung und Erziehung vor die Augen gestellt ist, wie es in solcher Vollendung und Klarheit hier auf Erden dem Menschen selten anzuschauen vergönnt ist.

Beilage.

Hier dürfte der Ort sein zur Mittheilung eines 1871 von Hagenbach verfaßten Gedichtes, in welchem ganz in der Art, wie früher die Weltgeschichte zu besserer Einprägung in Reime gebracht worden war, eine kurze poetische Aufzählung und Schilderung der Vorsteher unsrer Basler Kirche gegeben ist. Die Verse sind absichtlich und kunstvoll von ihm selbst auf altem vergilbtem Papier und in alterthümlicher Schrift niedergeschrieben; die altfränkische Orthographie ist im Drucke beibehalten worden. Das Gedicht nimmt darauf Bezug, daß die Bildnisse der Antistites in der Aula des Museums und in dem sog. Kapitelsaal aufgehängt sind, und so dürfte diese poetische Erklärung derselben, abgesehen von ihren eigenen poetischen und historischen Interesse auch als Wegweiser für die genannte Porträtsammlung nicht unwillkommen sein.

Versus memoriales
Seriem Ven. Antistitum Basileensium
ad modum Clar. Viri Canitii
recitantes
auctore Canitio redivivo.

Erst trägt Oecolampad in's Hauß der Lampen Schein,
In das nach seinem Todt Myconius tritt ein.
„Herr Simon Sultzer ist voll Lutherischer Tücken,"
So klagte seine Zeit, obwohl in manchen Stücken
Er um die Kirche hat sich wohl verdient gemacht.
Wie dann das Orgelspiel er hat empor gebracht.

Jacob Grynäus hat — wer kennt nicht die Grynäen?
Das Doppelbisthum*) drauf sammt Professur versehen.
Er hat vom Lutherthum bei Zeiten abgeschwenkt,
Und zu Calvini Lehr' sich wieder hingelenkt.
Mit ihm beginnt zugleich ein neues Saeculum.
Wollebius, berühmt durch sein Compendium **)
Hat weit umher sein Licht in Schrifften ausgebreitet,
Und das Studentenvolck zur Weisheit angeleitet;
Doch nach des Höchsten Raht ward in der Jahre Krafft
Er von der Pestilentz grausam dahingerafft,
Zu großem Leyd der Stadt. Ihm folgte kein Geringer:
Herr Doctor Theodor aus dem Geschlecht der Zwinger,
Der hat bey'm Tisch des Herrn, mich dünckt, wie sich's gebührt,
Anstatt der Hostien das Brodt nun eingeführt.
Herr Lucas Gernler drauf, der dapffere Verfechter
Der orthodoxen Lehr', Basel! dein Zionswächter,
War in der Controvers absonderlich versiert;
Hat deren Syllabum***) bey uns introduciert;
Doch nicht mit Worten nur hat er das Wort verkündet,
Er hat zu Nutz der Stadt das Waysenhauß gegründet.
Herr Peter Werenfelß, der Vatter Samuel's ****)
Stand in erzörnter Fluht ein unbewegter Felß;
Das hat er wohl bewährt im Ein und Neuntzger Wesen,
Davon in Chronicken des Weit'ren ist zu lesen.
Auch seine Predigten, die haben Hand und Fuß,
Wie Jeder so sie liest, noch itzt bezeugen muß.
Vor seinem End erreicht das Saeculum sein Ende;
Zwey Jahre lebt' er noch, seit des Jahrhunderts Wende.
Herr Rudolff Zwinger der ihm hielt den Grab-Sermon,
Folgt' selber ihm in's Grab nach einem Lustro schon.

---

*) Er ware NB. gleich seinem Vorfahren Sulcero Superintendent zu Röttelen, in löblicher Markgrafschaft Baaden und eodem tempore Antistes von Basel.

**) Compendium Theologiae christianae Basil. 1626, ist sogar nachgehends in die engelländische Sprache übersetzt worden unter dem Titul: christian divinity.

***) Syllabus Controversiarum, dem dann die Formula Consensus folget.

****) NB. des Auctoris der Opuscula.

Obwohl er Zwinger hieß, hat ihn der Tod bezwungen,
Doch ist ihm manches Werckh zu Gottes Ehr' gelungen.
Hieronymus Burckhardt voll Gravität und Witz
Ziert acht und zwantzig Jahr den Basler Bischofssitz.
Wohl manch' ein lust'ger Schwank, den er zu guter Stunde
Hat glücklich ausgeführt, cursiert von Mund zu Munde;
Nur in Dogmaticis verstuhnd er keinen Spaß,
Wettstein der Criticus erfuhre bitter das*).
Es tretten nunmehr auf der Meriane beyde,
Rudolff zuerst, und dann vor des Jahrhunderts Scheide
Emanuel, der just ein halbes Saeculum
In Basels Zion führt' das Antistitium.
Den Rudolff einst ediert, der alte Liederschatz
Macht unt'r Emanuel der Neuner-Sammlung Platz,
Die sich dem Zeitgeschmack so lang hat anbequemt,
Biß man des Ungeschmacks sich abermahls geschämt.
„Als Merian nicht mehr, da ließ uns Gott nicht Waysen,
Er gab das hohe Amt Hieronymo Falkeisen,“**)
Der in Historicis absonderlich gelehrt,
Auch seinen Bücherschatz der Kirche hat verehrt.
Er war der Letzt' im Chor der guten alten Herrn,
In „Krös“ und in „Habit.“ — Wie schaut uns so modern
Mit stattlichem Ornat des Chorrocks angethan
Herrn Jacob Burckhardt's Bild mit klugen Augen an!
Nichts von Perrückenzwang, kein Puder in den Haaren!
Gleichwohl in litteris et artibus erfahren.
So ward auch unter ihm das Münster restauriert,
Zum drittenmahl ein neu Gesangbuch eingeführt.
Des Theologen Ernst, des Christen Ruh' und Milde
Schaut uns vertraulich an noch in dem letzten Bilde.
Es ist ein Mann, deß Ruhm sein Werckh am Besten preißt,
Weßhalb nicht ohne Grund er Samuel Preiswerckh heißt.

---

*) Man vergleiche die Acta Wettstenii.

**) Vide die Epicedia zu der Merianischen Leichenpredigt, woraus diese zween Verse mutatis mutandis citieret.

Noch aber ist die Reih' mit diesen nicht geschlossen,
Der alten Kirche Stock treibt neuer Majen Sprossen.
Stracks auf den Samuel folgt ein Immanuel,
Deß freuet sich mit Recht das gantze Israel.
Ist „Gott mit uns", dann ist die Kirche wohl bestellt,
Drum sei Immanuel den Fünfzehn beygesellt.
Wo Solcher Vier mal vier zu schönstem Krantz verbunden,
Da ist die Quadratur des Circuls längst erfunden.

XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil) Das Königreich Burgund. 888—1032.
XXVII. 1849. Jubiläumsschrift: (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Buchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmäligen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
XXXI. 1853. (Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb v. Froburg.
XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
XXXIII. 1855. (Hagenbach. K. R.) Die Bettelorden in Basel.
XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der Rheinische Städte-Bund.
XXXV. 1857. (Arnold, W., Prof.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
XXXVII. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karl's IV.
XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft. 1349—1400.
XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel. 1400—1430.
XL. 1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Concil. 1431—1448.
XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
XLII. 1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
XLIII. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel 1499.
XLIV. 1866. (Frey, Hans) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
XLV. 1867. (Buxtorf, K.) Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
XLVI. 1868. (Hagenbach, K. R.) Johann Oekolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in zwangloser Reihenfolge.

XLVII. 1869. Meisner, Fr.: Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.
XLVIII. 1870. Wieland, Carl: Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 u. 1799.
XLIX. 1871. Wieland, Carl: Dasselbe. Zweiter Theil.
L. 1872. Vischer, W.: Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechzehnten Jahrhundert.
LI. 1873. Vischer, W.: Das Karthäuser Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
LII. 1874. Heyne, M.: Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.

Diese Neujahrsblätter, mit Ausnahme der vergriffenen Jahrgänge, können in C. Detloff's (ehemals Bahnmaier's) Buchhandlung, Freienstraße Nr. 40, bezogen werden die Exemplare auf gewöhnlichem Papier zu Fr. 1, die auf besserem Papier mit Goldschnitt zu Fr. 1. 50.